



Hunt Institute for Botanical Documentation
5th Floor, Hunt Library
Carnegie Mellon University
4909 Frew Street
Pittsburgh, PA 15213-3890
Telephone: 412-268-2434
Email: huntinst@andrew.cmu.edu
Web site: www.huntbotanical.org

The Hunt Institute is committed to making its collections accessible for research. We are pleased to offer this digitized item.

Usage guidelines

We have provided this low-resolution, digitized version for research purposes. To inquire about publishing any images from this item, please contact the Institute.

Statement on harmful and offensive content

The Hunt Institute Archives contains hundreds of thousands of pages of historical content, writing and images, created by thousands of individuals connected to the botanical sciences. Due to the wide range of time and social context in which these materials were created, some of the collections contain material that reflect outdated, biased, offensive and possibly violent views, opinions and actions. The Hunt Institute for Botanical Documentation does not endorse the views expressed in these materials, which are inconsistent with our dedication to creating an inclusive, accessible and anti-discriminatory research environment. Archival records are historical documents, and the Hunt Institute keeps such records unaltered to maintain their integrity and to foster accountability for the actions and views of the collections' creators.

Many of the historical collections in the Hunt Institute Archives contain personal correspondence, notes, recollections and opinions, which may contain language, ideas or stereotypes that are offensive or harmful to others. These collections are maintained as records of the individuals involved and do not reflect the views or values of the Hunt Institute for Botanical Documentation or those of Carnegie Mellon University.

About the Institute

The Hunt Institute for Botanical Documentation, a research division of Carnegie Mellon University, specializes in the history of botany and all aspects of plant science and serves the international scientific community through research and documentation. To this end, the Institute acquires and maintains authoritative collections of books, plant images, manuscripts, portraits and data files, and provides publications and other modes of information service. The Institute meets the reference needs of botanists, biologists, historians, conservationists, librarians, bibliographers and the public at large, especially those concerned with any aspect of the North American flora.

Hunt Institute was dedicated in 1961 as the Rachel McMasters Miller Hunt Botanical Library, an international center for bibliographical research and service in the interests of botany and horticulture, as well as a center for the study of all aspects of the history of the plant sciences. By 1971 the Library's activities had so diversified that the name was changed to Hunt Institute for Botanical Documentation. Growth in collections and research projects led to the establishment of four programmatic departments: Archives, Art, Bibliography and the Library.

Mucuna gigantea und der schöne rosablühende wakorikori (Canavalia[?] maritima) Anerkennung; die Pueraria Thunbergiana dagegen nicht, sie bricht zu schnell und ist gerade gut genug, die Feldfrüchte in den Gärten zusammenzubinden und heimzutragen.

«Von dem Geisterhaus», so berichtet Colvocoresses, «gingen wir zu den gewöhnlichen Häusern. Diese besaßen steile Dächer, niedrige Seiten und nur eine einzige Tür, die zum Schutz gegen das Eindringen der Feinde eng und niedrig hergestellt ist, damit sie die Feinde während des Hineinkriechens, falls sie es versuchen sollten, erschlagen könnten. Kokosnuss - oder Pandanusholz und Bambus mit Zuckerrohrblättern sind die Materialien, die zum Bau verwendet werden. Das Innere besitzt keine Querwände oder Einzelräume; der Fussboden ist aus Erde, Sand oder Kies gemacht, mit Kokosnussblättern bestreut und mit Matten bedeckt. Eine Seite des Fussbodens erhebt sich etwa acht Zoll höher, der Bettplatz. Er ist mit einer doppelten Lage Matten belegt. Die Klassen bestehen aus einem runden Stück Holz, dick wie ein Stiel, mit vier Zoll langen Holzpflöcken als Stützen. Manche Bettplätze sind so lang, dass drei oder vier Personen Raum darauf haben. In einer Ecke des Gebäudes befindet sich ein ungefähr fünf Fuss grosses Viereck, das von vier grossen viereckigen Balken aus hartem Holz gebildet wird. Dies schliesst den allgemeinen Kochplatz ein. Das Hauptkochgefäss ist ein grosser Lehmkrug mit kugeligem Boden; er ist ständig nahe dem Boden in einem Winkel von ca 45 Grad zur Senkrechten angebracht, darunter ist noch ein Zwischenraum zur Entfackung des Feuers. Über dem Kochplatz befindet sich eine Plattform, auf der man viele Vorräte trocknet und räuchert.»

Das Haus, das Aloisio und ich bewohnen sollten, war roh geschätzt 20 Meter lang und 10 breit. Es besaß zwei enge Eingänge; einen ungefähr in der Mitte und einen grösseren Eingang am Giebelende. Am gegenüberliegenden Ende, an dem sich keine Öffnung befand, erhob sich eine vier Meter breite Plattform, die von der einen Seitenwand bis zur anderen reichte. Sie war aus schlanken geraden Bäumen erbaut, mit einer kalten Matte bedeckt, auf die getrocknete, oft wohlriechende Farnkräuter gelegt wurden. In diesem Falle Wedel der Microlepia spallanzani.

Darüber lagen voivoi, Pandanus-Matten mit prächtigen Fransen aus buntfarbiger Wolle. Diese Lagen, vielleicht zehn an der Zahl, dienten als wunderbar weiche Matratzen. Das Ganze war z.Zt. das Familienbett, weil der Huprikan das andere Schlafhaus zum Einsturz gebracht hatte. Thompson, die ihre Forschungen im südlichen Lau durchführte, sah, dass das Innere der Häuser in drei Teile geteilt ist. Das untere Ende des Hauses vom Giebeleingang bis zum ersten Stützpfeiler ist öffentlich, der mittlere und Hauptteil des Hauses zwischen den Stützpfeilern ist halb-privat. So verweilt ein Besucher im unteren Ende des Hauses, wenn er vom Besitzer nicht in den Mittelraum eingeladen wird. Dieser darf nur von Verwandten und Leuten von hohem Rang betreten werden. Der obere Teil ist nur dem Besitzer vorbehalten. »Ein Besucher« fügt Thompson hinzu, »darf das Haus nur durch die Tür am unteren Ende betreten, wenn er nicht ausdrücklich vom Besitzer aufgefordert wird, eine der beiden Seitentüren zu benutzen. Ein naher Verwandter des Besitzers darf beide Seiteneingänge benutzen«.

Der erdige Fussboden lag leicht erhöht über dem Baugrund, damit das Regenwasser nicht ungehindert eindringen konnte. Er schien aus lackiertem Hartholz hergestellt zu sein, mit rhombenförmigen Mustern. Nach näherer Untersuchung und Aufklärung von Seiten Aloisios, stellte sich heraus, dass der Boden aus langen Bambusstücken bestand, jedes der Länge nach fünfmal aufgespalten und flach ausgebreitet. Diese Streifenreihen liefen über und unter ähnlichen Reihen, die irgendwie diagonal angeordnet den rautenähnlichen Effekt hervorbrachten. Die äussere, glasige Silikatrinde des Bambus zuoberst auf dem Boden verlegt, sah wie wundervolle Politur aus.

Den Bambusboden bedeckten voivoi Matten. Am Abend nach der Gartenarbeit oder in müssigen Tagesstunden setzte sich Aloisios Mutter auf den Boden und flocht an einer neuen Matte. Ich fragte sie durch Aloisio wieviele sie herstellen würde. Sie erwiderte, je mehr sie davon arbeite, desto besser wäre es. Die Neuen wurden auf die Alten gelegt und steigerten die Weichheit des Bodens je höher sie aufgetürmt wurden. Während der Arbeit schnitt Namu mitunter ein Stück von dem »Schnurtabak« ab, den ich von

oder zwei polierte Holzstücke gleichfalls. Diese waren eigentlich Kissen oder Nackenstützen, die die buschige Frisur beim Liegen vor dem ~~KunBe-~~ⁿ rühren des Fussbodens schützen sollten. In diesem Hause brannteⁿ nachts keine Kauri^{harry}~~gummi~~stücke auf Schilfrohr gesteckt, sondern eine billige Petroleumlampe spendete das Licht. Ein paar aufgerollte Matten lehnten in der Ecke und dahinter ~~saass~~^{saass} eine einzige schwarze Henne ruhig brütend auf ihren Eiern.

Ich konnte nicht verstehen, warum Kungalevu nur eine einzige Henne besass bei den günstigen Bedingungen für Geflügelaufzucht. Aloisio erklärte mir dann, dass die Familie früher eine Schar von zwei Dutzend Hühnern besessen habe, bis ein Dorfbewohner starb. Dafür wurden alle Hühner Kungalevus, ausser der einen schwarzen Henne, die zur Aufzucht einer neuen Schar bestimmt war, kere kere, für den Leichenschmaus getötet und ~~gegessen~~ gegessen.

Das kere kere System gestattet, nach Thompson, einem Fidschier "das bewegliche Eigentum (das nicht tabu ist), von seinen Verwandten zu verlangen, die verpflichtet sind, wollen sie sich nicht blamieren, dem Verlangen zu willfahren." Diese Sitte, mit Liebenswürdigkeit und Grosszügigkeit gehandhabt, findet man praktisch bei allen Eingeborenen in der Südsee. Sogar auf den Hawaiischen Inseln, wo das kere kere nicht als anerkannte Sitte vorherrschte, besass kein Eingeborener einen Laden, er wäre dabei niemals erfolgreich in seinem Geschäft. Aber vielleicht übertreibe ich; während meines dreissigjährigen Aufenthaltes auf den Hawaiischen Inseln stiess ich auf einen einzigen, mässig erfolgreichen Ladenbesitzer in Kailua. Harry L. Foster, der über Samoa sprach, bemerkte: "niemals findet man einen Südseeinsulaner, der einen Laden besitzt. Eine derartige Arbeit überlässt er dem Weissen oder dem Orientalen, die weniger Mitgefühl für ~~ih~~ ihre Verwandten besitzen". J.W. Coulter, mein Kollege von der Cheng Ho, schreibt in seinem Buch über Fidschi, "Little India of the Pacific": "Es ist bezeichnend, dass kein Fidschier als Ladenbesitzer oder Händler eingetragen ist. Handel ist bei den Eingeborenen niemals erfolgreich gewesen und die wenigen Versuche durch Bildung einer Handelsgesellschaft haben

mit völligem Fehlschlag geendet. Der eingeborene Ladenbesitzer kann sich der Bitte um Kredit nicht entziehen, und bald haben seine Verwandten, Freunde und Nachbarn seine Waren ausgeborgt, so dass er gezwungen ist, sein Geschäft aufzugeben. Der Zwang, die altgewohnte Grosszügigkeit weiterzuführen ist unvereinbar mit individualistischen Bestrebungen."

Irgend etwas, das irgend einem gehört, ist Eigentum aller. Ist es unteilbar, gehört es demjenigen, der einfach seine Bewunderung für den Gegenstand ausdrückt oder frei heraus erklärt, dass er es kere kere wünscht. Ich hörte in Suva eine Geschichte über einen hohen Häuptling, der für ausstehende Forderungen ein Paar goldene Manschettenknöpfe erhalten hatte. Er musste einer Besprechung beiwohnen. Als er dort eintraf, sah er zu seinem Missvergnügen einen Häuptling von noch höherem Rang als er selbst, der für seine Raffgier bekannt war, im Versammlungsraum. Der stolze Besitzer der goldenen Knöpfe sass während der ganzen Dauer der Sitzung mit tief in den Taschen vergrabenen Händen da. Hätte er den Glanz des Goldes gezeigt, würde er seine Manschettenknöpfe durch kere kere verloren haben.

Grosszügigkeit wird dem Fidschier praktisch von Geburt an unauslöschlich eingeprägt. Brewster erzählt, dass über neugeborene Babies eine Beschwörungsformel ausgesprochen wird, um sie vor Geiz zu bewahren. Vier Tage nach der Geburt erhält das Kind seinen Namen bei einer Zeremonie, die der Taufe gleicht. Eine grosse Yangonaschale wird mit Wasser gefüllt, das soviel Garnelen und kleine Flussfische wie möglich enthält. Das Kind wird darüber gehalten, mit Wasser besprenkt und erhält seinen Namen. Die Garnelen und Fische werden gekocht und den Kindern der Ortschaft zugeteilt als Symbol der Freigiebigkeit und dass das Kind immer bereit sein werde, alle Dinge mit seinen Kameraden zu teilen.

Das kere kere System funktionierte in früheren Jahren wie eine Versicherungspolice. Suchte Feuer, Flut oder anderes Missgeschick einen Mann heim, wandte er sich an seine glücklicheren Verwandten oder

Freunde um Hilfe. Diese wurde niemals verweigert. Die Weigerung hätte gesellschaftliche Verachtung und Unglück bedeutet. Da die unglücklichen Individuen mehr den reichen Mann kere kere als einen Armen, werden Reichtum und Armut dadurch in einer Ortschaft langsam ausgeglichen. Der Wunsch nach Gleichheit, denke ich, das müssen wir zugeben, ging bei ganz seltenen Gelegenheiten zu weit. Zum Beispiel, als die Stadt Mbau früher einmal durch eine Feuersbrunst zerstört worden war, musste Waterhouse, auf Drängen des Königs, Wache halten, damit das ^{Mission} Königshaus nicht auch noch ein Opfer der Flammen werde, „da die Sitte bestand, auch diejenigen Häuser anzuzünden, die dem Feuer entgangen waren, aus dem Prinzip heraus, dass alle das Unglück teilen müssen“.

Nach Thompsons Analyse ist die Philosophie, die dem fidschianischen Wirtschaftssystem zugrunde liegt, grundsätzlich verschieden von dem westlichen, kapitalistischen System des Wettbewerbs. Soziales Prestige wird nicht durch Anhäufung von Reichtum erworben, sondern durch seine Verteilung. Der Fidschier konzentriert sich auf wetteifernde Freigiebigkeit im Geschenkeaustausch, was Anhäufung und Zentralisation von Reichtum verhindert und statt dessen die ständige Zerstreuung fördert. Kungalevu gewann durch die Schenkung seiner Hühnerschar ausserordentliches Prestige. Er erwarb dadurch das Recht, bei irgend einer Gelegenheit selbst bei dem Empfänger der Hühner den gleichen oder sogar noch grösseren Wert zu kere kere, einzufordern. Kere kere ist in Wirklichkeit ein gegenseitiger Geschenkeaustausch.

In den neueren Zeiten, mit dem Verfall der vielen guten alten Sitten aber auch mancher schlechter Bräuche und der Annahme der Sitten des weissen Mannes, wirkt das kere kere System, früher eine segensreiche Einrichtung, ausgesprochen nachteilig. Zu häufig missbrauchen es weisses Gesindel und Eingeborene, deren Armut durch Faulheit anstatt durch Unglück verschuldet worden ist. Auch schwächt es den materiellen Besitz des Eigentümers, da das Fortnehmen der Gegenstände durch gierige Eingeborene unter dem Deckmantel des kere kere nur Diebstahl ist. Dies hemmt den Eingeborenen ständig, der gern das kapitalistische System des weissen Mannes

annehmen möchte. ^uNie kann er sich geschäftlich betätigen oder einen Bestand an Waren und Geräten anlegen. Andererseits entdeckte ich, dank Kungalevu, wie manche Fidschier schon dabei sind, das kere kere zu bekämpfen. Geld kann man leicht verbergen, wo kein Auge es erspäht. Der glückliche Eingeborene, der etwas verdient hat, kann es dem eventuellen Borger vorenthalten, indem er es nicht zeigt. Geld bietet also eine gute Gelegenheit, gegen das kere kere immun zu werden. Ich, als Weisser, war ~~war~~ gegen dieses System immun und gebrauchte diese Immunität um Kungalevu zu helfen, wie ich später berichten werde.

Sehr bald nach meiner Ankuft in Kungalevus Heim brachte mir jemand einen kleinen wackeligen Tisch und einen morschen Schreibtischstuhl. Wie sie in diese schöne Wildnis gerieten, weiss ich nicht. Ein Regierungserlass, sagte man mir, forderte jeden Eingeborenenhaushalt auf, einen Stuhl anzuschaffen, vollkommen nutzlos für die Eingeborenen; aber für die seltene Gelegenheit bestimmt, wenn ein Weisser dort zufällig zu Besuch käme. Es wäre eine schreckliche Katastrophe für den eingebildeten oft ^zgezierten Weissen, den hübschen Sitz seiner Hose durch Sitzen auf der Erde, wie die Eingeborenen es tun, zu verderben und nicht gut für das Prestige des »jolly old Empah«. An einer Seitentür, wo ich meine wertlosen Pflanzenteile fortwerfen konnte, schlug ich mein »Bureau« auf.

Den Trockner, der weit in das Land hinaus strahlte, stellte ich aus gutem Grund ins Freie, ihn im Hause brennen zu lassen, hielt ich für riskant. Ich hatte eine abschreckende Lehre eines Morgens auf der Cheng Ho im Hafen von Suva, kurz vor Frau Archbolds Ankuft erlebt. Unser Kapitän wohnte und amüsierte sich zu dieser Zeit im Grand Hotel in Suva; er liess die Cheng Ho unter Aufsicht des Ersten Offiziers zurück, einem philippinischen Seemann, den ich für weit tüchtiger hielt, als seinen Vorgesetzten. Mein Trockner ^Kbefand sich an Deck, in der Nähe des Bugs, er lief auf vollen Touren, um die Pflanzen zu trocknen, die wir am Tage vorher gesammelt hatten. Ein Matrose hielt Deckwache. Coulter und ich schlummerten in unseren luxuriösen Kajüten unter seidenen, mit

Monogrammen bestickten Decken, Ordóñez schlief auf einer Matratze auf dem Boden. Plötzlich weckte mich wildes Anschlagen der Schiffsglocke. Wahrscheinlich hatte ich mit schuldbeladenem Unterbewusstsein geschlafen, denn sofort ahnte ich, mein Trockner steht in Flammen. Ich schrie den schlafenden Coulter und Ordóñez zu: »Feuer, der Trockner!«, sprang aus dem Bett und eilte barfuss und halb^cnackt an Deck. Verwirrt rannte Coulter, ohne Brille und unartikulierte Laute ausstossend, mindestens dreimal im Kreise in der Kajüte umher, ehe er Ordóñez und mir folgte. Unser Trockner stand in Flammen. Vermutlich fing er Feuer, als ein zum trocknender Zweig aus den Löschblättern herausglitt und gegen die brennenden Laternen fiel. Das Petrolium verdampfte, flammte auf und griff auf unsere schönen, heindefarbenen Segel über. Die Mannschaft, bereit für mich durchs Feuer zu gehen, wegen meiner beständigen Anstrengungen sie vor brutaler und ungerechter Behandlung zu bewahren, wollte meinen Trockner um jeden Preis retten. Sie rannten die Schiffsleiter auf und ~~ab~~ ab, um mit Eimern voller Seewasser den Brand zu löschen. Trotzdem gewann das Feuer schnell an Boden. Entsetzt durch meine Verantwortlichkeit in dieser Angelegenheit, hieb ich einfach den Gordischen Knoten durch und stiess die brennende Vorrichtung mit den geschmolzenen Laternen über Bord. Als der Kapitän schliesslich von seinem Landbummel zurückkehrte, liess er vom Deck eine dicke Lage Holzkohle abkratzen und die Stelle mit Farbe annalen. Er berichtete Frau Archbold bei ihrer Ankunft nichts von dem Brand; so brauchte er seine Abwesenheit vom Schiff, das seiner Obhut anvertraut war, nicht einzugestehen. Mir fehlte der Mut, meine Dummheit zu^verwähnen, bis ich erfuhr, was für eine ungängliche und nachsichtige Dame Frau Archbold war. Um mein Gewissen zu erleichtern erwähnte ich dann schuldbeunruhigt, dass wir ein kleines Feuer ohne Bedeutung an Bord der Cheng ho gehabt hätten.

In der ersten Nacht zog im Mbele das Licht der Trockner die Einwohner des Ortes an, wie die Motten. Viele hatten nie zuvor solch ein glänzendes künstliches Feuerwerk gesehen. Sie kamen schüchtern ins Haus, um den ^{erwähnt} ~~Frauen~~ turanga ni drau ni kay, »Häuptling oder Experte der

Blätter der Blumen beim Pressen zu beobachten und hoakten mit gekreuzten Beinen in der Dunkelheit. Kungalevu sandte dann Loui nach dem Küchenhaus um Glut, damit wir ein kleines Feuer auf unsern Herd entfachen konnten. Namu lag der Länge nach auf dem Boden, rauchte, schwatzte gutmütig und flocht dabei an ihrer neuen voivoi Matte. Rosa sass zurückgelehnt auf einem Berg Matten, einen schützenden Moskitovorhang um sich ausgebreitet, ihr Baby an der Brust. Aloisio spielte auf seine Gitarre Eingeborenenlieder, nachdem ich ihm gesagt hatte, dass ich das Pressen allein beenden wolle. Selma nahm die tango, die an der Wand hing und half einem Fremden bei der Zubereitung einer neuen Schale Yangona aus der zerstampften Wurzel, die am Nachmittag von dem Willkommenstrunk übrig geblieben war.

Kapitel XXI

Yangona, das Nationalgetränk

→ Ich freundete mich mit den Eingeborenen gut an, trotzdem ich kein Fidischianisch verstand und sie nicht die englische Sprache beherrschten. Ich war Freund von Linggorio Kungalevu, der Adoptivvater seines Sohnes und nach ihrer Ansicht ein Häuptling. Sie hatten von meinem gütigen Benehmen gehört und so nahmen sie mich bald als einen der Ihren auf. Weil ich ihre Vorliebe für Yangona bemerkt hatte, nahm ich mir vor, jeden Abend eine Yangonazeremonie abzuhalten.

Das Yangona Getränk wird aus der verdickten Wurzel und dem Stamm von Piper methysticum bereitet, ein Pfeffergewächs, nahe verwandt mit dem Handelspfeffer, den man neben jeder Salzbüchse im Haushalt vorfindet. Er ist nicht mit Chilipeffer verwandt, einem Nachtschattengewächs. Piper methysticum, dessen genaue Herkunft in der alten Welt nicht bekannt ist, wurde seit ewigen Zeiten von den polynesischen und einigen melanesischen Völkern im gesamten Pazifik für ihr Nationalgetränk angebaut; ausser in den Gegenden, wo Betelpfeffer gekaut wird. Die Pflanze wird schon so lange kultiviert, dass viele Gartenformen bekannt sind. Allein von den Hawaischen Inseln verzeichnet F.S. Craighi

Handy über ein Dutzend benannter Arten. Die Fidschier hatten mindestens sechs Arten, von denen Yangona ndamu, Yangona ndroka-ndroka und Yangona leka die beliebtesten waren. Andere Archipels kultivieren zweifellos andere Arten.

»Der Gebrauch der Yangona oder kava Wurzel« in Fidschi, soll nach Waterhouse »durch die Tonganer bekannt gemacht worden sein. Eine Sage erzählt tatsächlich, dass die ursprüngliche Wurzel dem Grabe eines tonganischen Leprakranken entspross, der dem Kavatrinken ergeben war. Dies wird als Grund angegeben, warum kava so schwer bekömmlich ist«.

Horne fand früher, dass die fidschier die Yangonapflanze - hauptsächlich rund um ihre Häuser anpflanzten. Die Vermehrung geschah leicht durch Stecklingen; »die beste Qualität wird in den Bergen gezogen, wo sie besonders üppig und in grossen Mengen gedeiht«. Zu meiner Zeit sah ich keinen Fidschier Yangona ziehen; sah aber viele ausgedehnte Felder mit diesen Sträuchern in der Umgebung von Suva, die vorwiegend von Punjabis (Inder) und vielleicht Chinesen angelegt worden waren. Sie hatten anscheinend die Kultivierung dieses Erzeugnisses von den Eingeborenen übernommen. Aloisio sagte mir warum. Pflanzte ein Fidschier Yangona an, würden ihm bald seine Pflanzten durch kere kere von den gierigen Verwandten und Freunde genommen.

Die Yangonapflanze wächst am besten auf schweren Böden, mit Holzasche gedüngt, an der windwärts gelegenen oder nassen Seite der Inseln. Nach drei bis fünf Jahren ist sie gebrauchsfähig, wenn ihre verwendbaren Wurzeln ein gewicht von vierzig bis fünfzig Pfund besitzen. Jedoch ist es am besten, mit der Ernte nicht so schnell zu beginnen, weil der Wert mit zunehmendem Alter steigt. Um 1920 brachte ein mit Yangona beplanter Morgen Landes einen Ernteertrag von 200 Pfund Sterling (4000 DM). Die Wurzeln und Stämme, die ungefähr zweidrittel ihres Gewichtes beim Trocknen verlieren, besaßen zu dieser Zeit einen Wert von zwei Shilling für ein Pfund. In ganz Fidschi verkaufen die chinesischen Ladenbesitzer solche getrocknete Yangonawurzel, zu sägemehlartigem Puder verrieben, in Papiertüten, 3-6 Unzen schwer zu 6 Pence bis 1

Shilling. Diese Menge reicht aus, um ein bis zwei Gallonen trinkbarer Yangona herzustellen.

Die Pflanze, wie auch das Getränk, ist den Hawaiern als awa, den Samoanern, Tahitern und Süd-Marquesern als ava, den Tonganern, Uveanern und Nord-Marquesern als kava bekannt; sonderbarerweise heisst es bei den Fidschiern yangona oder angona. Ich dachte, dass Piper methysticum von den Tonganern nach Fidschi eingeführt worden ist und die Fidschier nunmehr lediglich den Namen yangonyangona abänderten, der ~~ihnen~~ von ihnen bei den meisten einheimischen Arten von Piper angewendet wird. Meine Vermutung ist jedoch schwerlich mit Brewsters Befunden in Einklang zu bringen, der feststellte, dass die Fidschier schon vor der tonganischen Invasion ~~yangona~~ Yangona tranken.

Nach Brewster wird von vielen Menschen Kavatrinken, durch seine vermutliche Zubereitungsweise als ekelerregende Zeremonie angesehen. Allgemein herrscht die Meinung, dass die Wurzel gekaut, in eine Schale gespuckt, mit Wasser verdünnt und in Kokosnuss-Schalen^{en} ~~behalten~~ zum Trinken serviert werden. Dies ist die tonganische Methode, bei der das Kauen hübsche, junge Mädchen ausführten, deren Schönheit vermutlich die schmutzige Herstellungsweise ausgleichen sollte. Zu Beginn und Mitte des vorigen Jahrhunderts wäre Fidschi beinahe von den tonganischen Abenteurern erobert worden, wenn sie nicht die Intervention Gross-Britanniens daran gehindert hätte. Die Einführung vieler ihrer Sitten hatte aber Erfolg, unter anderem ihre Art der Kavazubereitung. Nach alter fidschianischer Sitte pulverisierte man die Wurzeln~~en~~ zwischen Steinen. Der ganze Vorgang wurde von Jünglingen ausgeführt. Wenn die Priester die göttlichen Vorfahren anriefen und für die Wohlfahrt des Stammes beteten, erwähnten sie sinnbildlich die jungen Krieger als ling-~~avangona~~, d.h. die Hände, die das Yangona oder das Kava brauen. Als Fidschi eine britische Kolonie wurde, bekämpften die Gesundheitsbeamten aus sanitären Gründen das Kauen des Nationalgetränkes. Vom Volk wurde uns allgemein versichert, dass sie gern zu der alten orthodoxen Methode des Pulverisierens zurückkehren wollten. Thomas Williams berichtet schon 1858

» die alten Fidschier behaupten, die frühere Art der Zubereitung geschah durch Zerreiben auf einem Stück feiner Koralle«. Aloisio erzählte mir, er hätte nur zweimal gesehen, ~~max~~ dass Yangona durch Kauen bereitet wurde; dies sei jedoch nur geschehen, weil die Leute zu faul gewesen seien, es auf andere Art zurechtzumachen.

So viele Autoren haben schon früher über die Bereitung von Yangona geschrieben, bevor der Einfluss des weissen Mannes den Ritus vielleicht geändert hat, dass die Beschreibung meiner eigenen Beobachtungen kaum Wert besitzt, ausser der Zeiteinteilung. Die hat wohl kaum einer vor mir beschrieben. Seemann schildert den Vorgang: » Kommt der Abend, beginnt sich das bure zu füllen; zwischen den Schlafplätzen sind die meisten ^e Feuer ^e angezündet, die Eingeborenen liegen ^x bequem zwischen den Matten ausgestreckt, die Beine auf den Gestellen ruhend, wie die Yankees es in den Gasthäusern tun - alle rauchen ihre aus selbst gezogenem Tabak und getrockneten Bananenblättern hergestellten Zigaretten. Nun kommen die Kavakauer, anmutig aussehende Jünglinge, die eine grosse hölzerne Schale, eine Kokosnusschale zum Trinken, das Wassergefäss aus Bambus, eine Handvoll Fasern zum Durchsiehen des Kava und die Wurzel des ^e ~~Pudsee-Pfers~~ ^{he}, aus der es bereitet wird, tragen. Kaum haben sie ihre Sitze ^e eingenommen, beginnen sie zu Kauen. Sie achten darauf, dass das Seil, an dem die Kavaschale befestigt ist, in die Richtung geworfen wird, wo sich die Person von höchstem Rang befindet. Dann beginnt einer der Männer ^F vielleicht ein heidnischer Priester, einen Kantus zu singen in den die ganze Versammlung einfüllt; zwei junge Burschen schlagen den Takt mit kleinen Stöcken, die auf Bambus oder anderem klingenden Holz aufgelegt sind, was gerade zur Verfügung steht. Der Chorführer sitzt nicht reglos da, er bewegt Körper, Arme und Hände auf so mannigfaltige Arten mit ^r ausserordentlicher Leichtigkeit, dass man meinen könnte, es wäre leicht ihn nachzuahmen, wie die ganze Versammlung es tut. Aber zuerst macht man alles falsch, zu dem grössten Vergnügen der Zuschauer. Seine Bewegungen sind nicht schwierig, aber man weiss nie was folgt, bis es zum Nachahmen zu spät ist Die Jungen, die inzwischen eine genügende Quan-

tität Wurzeln gekaut haben, tun die zerkleinerte Masse in die Schale. Nun wird Wasser dazu gegossen, die ganze gelblich aussehende Flüssigkeit durch die Fasern gefiltert und ein Becher gefüllt. Während der Jüngling den Becher hält, um ihn der höchststehenden Persönlichkeit oder dem Häuptling zu übergeben, spricht ein alter Mann den Trinkspruch des Abends. Je nach dem, wie es die Gelegenheit erfordert, fällt die Rede würdig oder humorvoll aus, alle lauschen mit Aufmerksamkeit. Alles Singen und Schlagen der Stöcke hört~~u~~ in dem Moment auf, in dem der Becher gefüllt wird. Laute Freudenrufe folgen dem Abschluss des Trinkspruches, der Becher wird auf einen Zug geleert und von dem Trinker auf die Matte geworfen, um wieder gefüllt und dem nächsthöheren im Range übergeben zu werden, bis die ganze Versammlung bedient worden ist*.

* Das letzte Zeichen von Achtung*, berichtet Waterhouse, *das dem Toten erwiesen wird, ist das Trinken von Kava. Die Zeremonie findet im Hause des Verschiedenen statt. Persönliche Freunde des Toten halten gewöhnlich diese Feier in ihren eigenen Häusern ab, wenn eine Todesmeldung von Bekannten aus anderen Teilen der Welt an sie gelangt. Bei all diesen Anlässen ist der Priester die wichtigste Persönlichkeit. Er ruft eine grosse Schar Gottheiten an und betet: »Hört, ihr Götter! Lasst dieses den letzten Tod~~e~~ sein!«.

Frau Smythe (1860) beschrieb die Darreichung von Lebensmittelgeschenken des Dorfes an den Häuptling. »Einige Zeit danach wurde die Yaggonawurzel hereingebracht und mit noch grösserer Zeremonie überreicht. Der Sprecher wandte sich an den Häuptling alsb~~e~~ Repräsentanten und Offenbarer der Geister seiner Vorfahren, Wie zuvor erwiderte er durch seinen Abgeordneten, der in seiner Ansprache um ^vvielerlei Gutes bat - gute Jahreszeiten, Erfolg in den Kriegen und eine Fülle an ausländischen Fabrikaten. Die Wurzel wurde dann einem Häuptling einer benachbarten Stadt ausgehändigt, der für die Ehre ausersehen war, die Wurzel zu zerkauen. Während dieses Vorganges wurden Gesänge in einer Art Kantate abgesungen, die durchaus nicht unmusikalisch klangen.

Die kurzen Gesänge wurden mit vielerlei Gesten der Sänger begleitet, die Körper und Arme geschickt bewegten. Diese Gesänge sollen so alt sein, dass manche Worte nicht mehr verständlich sind. Ein alter Mann neben dem Häuptling trug zwischen jedem Gesang markige Kernsprüche vor. Der Kauer sass mit gekreuzten Beinen in der Mitte auf dem Boden, die grosse hölzerne Schale vor sich, in die er jedes Stück legte, wenn es genügend durchgekaut war. Als genug vorhanden war, wurde Wasser darüber gegossen und der Prozess des Durchseihens begann. Ein Bündel Hibiskusrinde wurde auf die Flüssigkeit geworfen, mit den Händen langsam herunter gedrückt, dann mit den Wurzelpartikelchen wieder herausgenommen und über der Schale ausgedrückt. Bei dieser Tätigkeit vollführte der Arbeiter - da ein anmutiges Muskelspiel mit Körper und Armen, was den Anwesenden stürmische Beifallsrufe entlockte. Vor dem Trinken riefen sie die Götter an, was von den Weissen profan »den Grog segnen« genannt wird.

Unter anderem schreibt Cumming über Yangona: »Niemand behauptet an dem Yangonageschmack Freude zu haben, doch sind die Nachwirkungen so stimulierend, dass eine grosse Anzahl Weissen ihn regelmässig trinken, ja sogar darauf bestehen, ihn durch Kauen vorbereitet zu bekommen.

.... Es klingt bestimmt unappetitlich, aber »Kenner« erklären einstimmig, dass die geraspelte Yangona mit der gekauten nicht zu vergleichen ist. Zwei Jahre später, nämlich 1877, beobachtete Cumming auf Mbau, wie ~~unmerklich~~ sehr sich die Zeremonie der Samoaner von der der Fidschier unterscheidet. »Der alte Häuptling liess uns abholen. Wir fanden ihn und seine Familie auf den Matten im Halbkreis sitzend - seine Gäste in einem weiteren Halbkreis vor ihm, alle Gefolgsleute kauerten um ihn herum. Wir sassen der grossen hölzernen Yangonaschale gegenüber. In dieser Nacht sollte der Nektar von den Samoanern gebraut werden. Wir warteten mit Interesse, um die Zubereitungsbräuche vergleichen zu können. Zuerst kam gab es keine Gesänge während des Kauprozesses, was ich bedauerte, da ich mich an den wilden rhythmischen Gesängen erfreute, die unveränderlich das Yangonabrauen in Fidschi begleiten. Dort gibt es Spezialgesänge und verschiedene Arten des Hän-

deklatschens für jedes Stadium des Vorganges. Auch darf hier keine Frau die Yangónaschale berühren. Die samoanischen Mädchen halfen nicht nur beim Kauen, einer von ihnen sehte sogar die Mischung durch die Hibiskusfasern in die grosse hölzerne Yangonashale; sie machte dies besonders ~~ganziön~~ ^sgraziös. Sie hatte ihre schwere Halskette aus grossen roten Beeren abgelegt und trug nur noch den weissen sulu mit Fransen aus grünen Blättern und eine scharlachrote Hibiskusblüte in ihrem stark braun gefärbten Haar, ein hübsches Bild. Aber der alte König konnte kaum seine Verachtung bei dem Gedanken verbürgen, eine Frau dieses Amt verrichten zu sehen. Es sei nicht vaka Viti sagte er, d.h. nicht fidschianischer Brauch. Ein samoanischer Diener, der nur einen laku oder einen Kilt aus grünen Blättern trug, reichte die Kokosnusstasse herum, die das Mädchen für jeden Trinker füllte, wobei der Herold jeden nach seiner gesellschaftlichen Rangordnung aufrief. Der Name eines sehr hohen ~~Mäxt~~ ^hHäuptlings wurde geflüstert, kaum verständlich, während der seines Boten laut gerufen wurde. Es gab kein Händeklatschen im Takte, so wesentlich in Fidschi während der ^pHäutling trinkt und wenn er fertig ist. In Samoa klatscht nur der Trinker selbst in die Hände beim Zurückreichen des ~~Bech~~ ^hBechers, den er zurückgibt, anstatt ihn auf die Matte zu schleudern, nach Vaka Viti.

Meine ~~M~~ Yangonafeste in Mbelo bildeten das Gespräch der Nachbarschaft. Sie ~~begannen~~ ^tbegannen kurz nach dem Abendessen. Wir setzten ~~xxxxHixkixxx~~ Tisch und Stuhl an die Seitentür, dann pflegte ich die Pflanzenpressen zu öffnen, die die Tagesausbeute enthielten. Ich ordnete dann die Exemplare sauber zwischen Zeitungspapier, schrieb wichtige Notizen über Farbe, Grösse, Fundort, Datum und Geschichten, die die Eingeborenen mir erzählten auf provisorische Etiketten. Diese Arbeit nahm mich bis nach Mitternacht in Anspruch. An einem Abend, als wir erst zu fünf ^tversammelt waren, schrieb ich die Zeitenfolge unseres Festes auf:

19.45 Aloisio nimmt die beiden Steine, die in der Ecke liegen und anstatt den Mörser auf einen alten Jutesack zu legen wie an den vorhergehenden Abenden, setzte er ihn auf meinen Rat auf ein grosses Stück

reines Packpapier. Tereniki packte unterdessen die unzerkleinerte Yangona aus, die ich für sechs Pfennig in dem chinesischen Laden in Vatu-karasabgekauft hatte.

19.48 Aloisio legt eigige Wurzel auf den Mörser-Stein und zerkleinhert sie mit dem kleineren als Pistill benutzten Stein. Ein besonderer Gast, der mbuli, Häuptling von Rewasa und dem benachbarten Dörfchen, greift sich einige herumliegende Wurzelstücke und zeigt Aloisio scherzhaft, wie man sie noch wirksamer zerkleinern kann.

19.49 Aloisio ^Astampft allein weiter. Ein kränklicher alter Mann nimmt die Yangonaschale, tanoa genannt, aus vesi Holz (Azelia bijuga) von der Wand, wischt sie mit seinen ^hlosen, wahrscheinlich nicht sauberen Händen ab und stellt sie auf. Der Kokosfaserstrick deutet zu mir hin, als ein Zeichen der Achtung.

19.49½ Tereniki stampft jetzt zur Abwechslung. Der mbuli klopft mit der Hand auf der Matte einen schnelleren Takt, um Tereniki zur Eile auszutreiben. Der mbuli, ein entzückender jovialer Mann, dessen weisses und schwarzes Haar ich auf einer der vorhergehenden Seiten beschrieb, ist, wie sein Gesicht zeigt, ein leidenschaftlicher Yangonatrinker. Die Haut, ^hauptsächlich um seine Nase herum, scheint aufgesprungen und in mosaikartige, fünfeckige Stellen, ungefähr einen Centimeter ^hbreit, zusammengezogen zu sein. Sie sind gegeneinander scharf abgegrenzt durch ein wenig hellere und neuere Hautstellen.

19.51 Aloisio häuft die daneben gefallen Stücke Yangona wieder auf den primitiven Mörser; Tereniki fährt mit dem Zerkleinern fort.

19.51½ Aloisio und Tereniki häufen zusammen die heruntergefallenen Yangonastückchen auf den Mörser.

19.52 Tereniki wischt mit der Hand über die Masse auf dem Mörser, um die grossen Stücke zusammenzuhäufen und stampft weiter.

19.53 Aloisio, der sich aus Yangonatrinken nichts macht, sammelt ^hdie heruntergefallenen stücke auf; er ist nicht ganz bei der Sache.

19.53½ Tereniki wischt mit der Handfläche abermals auf dem Mörser die grossen Yangonastücke zusammen. Der ^{al} Alte Mann, der vielleicht den ^hKom-

menden Genuss ~~sz~~ voraus empfindet, wendet sich um und spuckt gegen die innere Hauswand.

19.55 Aloisio sammelt uninteressiert die heruntergefallenen Stücke von der Erde auf.

19.56 Tereniki wischt mit der Handfläche über den Stein, damit die kleinen Stücke auf den Boden fallen. So sündert er die grossen Stücke ab, die noch mehr zerstampft werden müssen.

19.57½ Tereniki hört mit Reiben auf. Er nimmt eine Machete, um die fein zermahlene Yangona vom Stein abzukratzen.

19.58 Aloisio nimmt den schweren Mörser fort, während Tereniki auf eines meiner Bücher schaut, das er natürlich nicht lesen kann.

19.59½ Aloisio nimmt das Packpapier an beiden Enden hoch und schüttelt es, um die Yangona zu sammeln.

20.00 Rosa kommt mit zwei quadratischen Stücken sauberen, rauhen ^TEuches. Eines davon hat nicht ganz in der Mitte ein Loch. Sie legt diese Tücher zusammen, das Widerspenstigste zuoberst.

20.01 Der alte Mann schiebt die Schale Rosa, Aloisio und ihrem "kleinen Vater" zu. Die beiden Männer halten die Tücher über die Schale, jeder in jeder Hand einen Zipfel.

20.02 Rosa mit einem Zinkeimer voll klarem, ~~warm~~ kalten Bachwassers neben sich, nimmt eine schön^e polierte Kokosnusschale oder mbilo (wie sie auf Seite gezeigt wird). Sie taucht diese in den Eimer und ~~g~~giesst erst eine, dann noch eine Schale Wasser auf den Stoff. Tereniki hat in der Zwischenzeit beide Zipfel mit seiner linken Hand gefasst und drückt die feuchte Yangona Masse mit der rechten hin und her.

20.03½ Rosa tut noch eine mbilo voll hinzu, Tereniki reibt. Einige Männer, Frauen und Kinder, die das Stampfen hörten, kommen allmählich ins Haus. Mit einem mbula oder ~~and~~ anderem Gruss setzen sie sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden.

20.04 Rosa giesst noch eine mbilo Wasser hinzu; Tereniki reibt.

20.05 -06½ fügt Rosa noch zwölf mbilo Wasser hinzu, Tereniki reibt unermüdlich. Der Redefluss plätschert unvermindert weiter. Sie scherzen über

das Loch im Stoff.

20.07 Rosa schöpft nun die bräunliche Flüssigkeit, fünf oder sechs ~~mbil~~
~~mbilo~~ nacheinander aus der Schale, giesst sie auf das Tuch und reinigt
gleichzeitig dabei Terenikis Hände von den Überresten der Yangona.

20.08 Tereniki dreht nun die Tücher zu Beutelform und quetscht auf
diese Weise den letzten Tropfen heraus. Er steht auf und legt den
Beutel mit den ausgepressten Wurzeln beiseite.

20.09 Aloisio giesst mehrere Becher Yangona von oben herab in die
Schale, um die Mischung umzurühren.

20.10 Die Yangona ist fertig. Jeder ruft »mbula« und klatscht drei-
mal in die Hände, die letzten zwei Schläge in dichter Reihenfolge.

20.11 der ruhelose mbuli steht auf, kommt näher und setzt sich wieder.

20.11½ Aloisio mischt das Getränk, indem er immer wieder mbilo voll
~~zurückgoss~~ in die Schale zurückgiesst.

20.12 Aloisio giesst nun die Yangona, die jetzt das Aussehen von Milch-
kaffee hat in den ~~mbilo~~ mbilo Terenikis. Der bringt ihn zu mir, weil
ich alsbald höchste anwesende Häuptling oder mindestens als erlauchter
Gast angesehen werde. Tereniki steht vor mir in respektvoller, gebeug-
ter Haltung und giesst die Yangona in meinen privaten Kokosnussbeshet,
ein Erbstück, das mir Kungalevu verehrte. Jeder rief »mbula«, was
unserem »Prosit« entspricht und ich leere den Becher in einem Zuge bis
auf den letzten Tropfen. Dies erfordert die Höflichkeit, vielleicht
um die Befriedigung dadurch auszudrücken. Die zwanzig oder dreissig
Fidschier im Hause rufen nun »amather«, d.h. »wer ist leer«, und klat-
schen zwei oder dreimal in die Hände.

Am besten kann ich den Geschmack von Yangona beschreiben, wenn ich
ihn mit einer schlechten Qualität Pfefferminzzahnpasta gemischt mit
Nelkenöl vergleiche. Es ist weder besonders angenehm, noch besonders
unangenehm zu trinken; aber ich wurde ein eingefleischter Yangona-
trinker, wegen der angenehmen und erfrischenden Nachwirkung. Der Mund
fühlt sich nach dem Genuss so sauber, kühl und geschmeidig an. Ich
trank vielleicht drei bis fünf Becher während des ganzen Abends; ~~nimm~~

niemals im Übermass. Ich bemerkte, wie Kingalevu nur widerstrebend und spärlich trank, ich vermute wegen des Aberglaubens den ihm die Christliche Kirche gelehrt hatte, dass dieses Getränk ein Laster sei. Yangona ist nicht das Ergebnis alkoholischer Gärung. Es ist ein mildes Narkotikum. Bei manchen wirkt es anregend, bei anderen beruhigend. Im Gegensatz zu alkoholischen Getränken, zu denen die Eingeborenen wie in Hawaii verleitet werden können, wenn man ihnen das harmlose Yangonatrinken abgewöhnt, macht Yangona die Trinker nicht streitsüchtig, noch beeinträchtigt es das Gehirn. Despeissis^s erzählt: In mässigen Quantitäten genossen wirkt es stimulierend wie Kaffee, macht den Kopf klar und ruft das hervor, was man kava Stimulation nennt. Es stillt den Durst und regt die Speichelabsonderung und Schwitzen an und soll die Nieren günstig beeinflussen, weil es Entzündungsprozesse besänftigt. In seiner therapeutischen Wirkung ist es ebenso wie kuba und copaiba wirksam, ist ^{aber auch} wie ein Tonikum, fördert den Appetit, stimuliert die Verdauungsorgane. In dieser Hinsicht wirkt es anders wie die beiden Drogen. Man sagt, dass es wie ein Prophylacticum bei katarrhalischen Affektionen der oberen Darmwege anzuwenden ist; ausserdem besitzt es den Vorteil vor ähnlichen Heilmitteln, dass es angenehm schmeckt. Der Autor eines Artikels im British ~~Maxim~~ Medical Journal stellt eine auffallende Herabsetzung der Harnsäure im Urin fest und dass es mit Erfolg bei Fällen angewendet werden könnte, wo übermässige Harnsäurebildung besteht.

Das beste Ingredienz für das Getränk wird aus der frischen Pflanze bereitet; das am besten schmeckende Getränk wird mit der unappetitlichen Methode des Kauens hergestellt, nicht durch Raspeln oder Zerstampfen. Ich glaube durch den Speichel des Käuers wird die Stärke in Zucker umgewandelt und dies bewirkt das bessere Aroma; trockene Yangona enthält etwa 50% Stärke. Dr. MacGregor gab sechs Unzen Wurzeln einigen Fidschiern, die sie in gewohnter Art kaueten. Nachdem die Yangona wieder fertig gekaut in der Schale lag, wog er sie. Das Gewicht war auf siebzehn Unzen angestiegen! Der S^uchtige unterliegt der Yangonawirkung viel schneller und leichter als der Neuling. Er kann die Gewalt über seine Beine verlieren und ist

diese Wirkung abgeklungen, kann er einen Rückfall erleiden, wenn er ins Wasser geht. Doch sein Gehirn ist vollkommen klar; er vernimmt alles, was um ihn herum vorgeht. Geröstete Bananen galten als Gegenmittel gegen diese auftretenden Lähmungserscheinungen. Chapple beobachtete einen extremen Fall. der Mann war seit Jahren dem Kava-Trinken verfallen. Seine Haut hatte das tintig - graue Aussehen von verwitterter trockener Zeltlewand. Die Augen wirkten starr und waren tief eingesunken; seine Wangen eingefallen und verwelkt; die Gesichtszüge verzerrt. Er lag mit dem Gesicht auf dem Boden seiner Hütte, antwortete aber auf meine Fragen, die ich durch den Dolmetscher an ihn stellte, aufgeschlossen und intelligent über seinen Zustand und die Auswirkungen. Er arbeitete nur so viel wie nötig war, um sich das Kava-Trinken ermöglichen zu können.

Nun zurück zu meinem Yangonazeitplan.

20.12¹/₂ Aloisio taucht den Servierbecher in die Schale und füllt den Trinkbecher, der von Tereniki gehalten wird. Der bringt ihn respektvoll gebückt zum mbuli, der mit einem „mbula“ oder „venaka“, was „Danke schön“ bedeutet, den Becher unter dem rhythmischen Händeklatschen der anderen Anwesenden leert.

20.13 Ein Mann spuckt aus der Türe. Ein Mädchen bringt einen glimmenden Zweig vom Küchenhaus, an dem ein alter Mann seine aus Rollentabak und Zeitungspapier angefertigte Zigarette entzündet. Mit dem ^dFidibus wird ein Feuer auf dem Herdplatz entfacht.

20.14 Nun beginnt die allgemeine Unterhaltung. Dies bezeichnete ich mein „Seminar“ in Fidschi Ethnobotanik. Aloisio sitzt auf dem Boden neben mir, seine Gitarre stimmend. Ich beuge mich herunter und reiche eine der Pflanzen, die wir im Laufe des Tages gesammelt haben und die ich gerade ³pressen will, dem nächst sitzenden Eingeborenen herüber. Er untersucht sie, vielleicht riecht oder kostet davon und gibt sie an seinen Nachbarn weiter. So macht die Pflanze die Runde bei meinen zwanzig oder dreissig Gästen, die Experten in den Besonderheiten und Anwendungsmöglichkeiten der Pflanzen sind. Nach ihrer Diskussion in fidschianisch übersetzt mir Aloisio den Befund in die englische Sprache. Diesen notiere ich auf meine ^qEtiquetten.

Über einen Monat sammelte ich Tag für Tag interessante Informationen über eine Pflanze nach der anderen. Einem eingebildeten, unfreundlichen, barschen Weissen würde dies versagt worden sein. Da ich fürchte, den nicht botanisch interessierten Leser zu langweilen, habe ich viele von diesen Informationen im Notizblatt des Botanischen Museums, Berlin-Dahlem, 1953, veröffentlicht. In diesem Augenblick mischt Rosa die Yangona, füllt die mbilé und reißt ihn Tereniki. Er verabscheut das Trinken, klatscht aber zweimal, grabscht nach dem Trinkgefäß und mit grimassenhaft verzogenem Gesicht und geschlossenen Augen, eine Eigenart von ihm, schluckt er hastig den Inhalt herunter. Er ruft »amathe« und klatscht zweimal mit Erleichterung. Für gewöhnlich dreht Tereniki sich dann um und spuckt gegen die Hauswand, Ich hatte schon das zu oft gesehen, daher hatte ich durch Aloisio vorher ein paar leere Konservendosen herumreihen lassen, damit die Hauswände vor diesem Missbrauch bewahrt blieben.

20.15 Rosa bedient jetzt Aloisio mit Yangona. Nach dem Trunk klatscht er und sagt »amathé«. Mein Freund, der mbuli, spuckt in eine leere Büchse, die vor ihm steht. Früher wäre es Rosa nie erlaubt gewesen, das Getränk zu servieren, besonders ihrem Bruder, dann Frauen und Kindern war der Yangonagenuss nicht erlaubt. Doch heutzutage hält man sich nicht mehr an diese alten Sitten.

20.16 Tereniki spuckt in die Büchse und trocknet dann ein Tabakblatt an einem glimmenden Zweig. Aloisio spielt Gitarre und singt. Ab und zu unterbreche ich sein Spiel, weil ich ihn als Dolmetscher brauche.

20.21 Aloisio raucht eine Zigarette, nachdem er mich um Erlaubnis gebeten hat.

20.26 Ich trinke wieder nach demselben Ritus. Aloisio spielt Gitarre; Diskussion über Pflanzen und andere Dinge mit den ~~Älteren~~ Älteren und das Yangonatrinken wird langsam fortgesetzt.

22.00 Als sich nur noch ungefähr drei Centimeter hoch Yangona in der Schale befindet, zerstampft ein Mädchen eine neue Portion. Die alte Wurzel wird als Notbehelf manchmal widergequetscht und daraus eine kleine Quantität des Getränkes hergestellt. Man sagt, dass dies besonders gut

schmecken soll, vielleicht weilsich nun keine Staub- und Sandpartikelchen mehr darin befinden. Es ereignet sich nichts Neues, ausser dass das Trinken langsamer erfolgt.

23.00 Ich werde vom langen Sitzen untuhig. Aloisio und ich öffnen einige Sardinenbüchsen und belegen Zwiebacke oder Hartbrot mit Sardinen. An anderen Tagen pflegten wir als andere Neuheit Pfirsich- oder Pflaumenkonserven zu reichen. Aloisio tat diese Früchte zerschnitten auf eine Schüssel und reichte diese herum, eine Frucht für jeden Gast. Keiner der Fidachier hatte je zuvor diese Speisen gesehen oder gekostet. Als sie nun diese Portion erhalten, lassen sie das besondere Klicken hören, ein Zeichen der Überraschung oder der Bewunderung. Dann fangen die Gäste an, nach Hause zu gehen.

24 - 1 Aloisio und ich füllen die Laternen nach und bringen die eine Colemanlaterne, die im Hause brannte, zu den übrigen nach draussen! Ich stelle meinen Stuhl auf die grosse Schlafplattform, die sich quer über das eine Ende des Hauses erstreckt, lege die Flitspritze daneben, ziehe das Moskitonetz über den Stuhl und versuche irgendwie meinen Kopf zwischen die vier Stuhlbeine zu legen. Rosa und ihr Baby schlafen schon seit Stunden unter ihrem Netz auf dem Boden. Kungalevu, Namu, Selma und Loui haben sich in das Kochhaus zurückgezogen, um für mich mehr Platz zu schaffen. Aloisio verschliesst die drei Eingänge mit einer Stange, von der Grasstreifen und geschlitzte Palmblätter herunterhängen. Die Enden dieser Stangen werden einfach durch ~~stolz~~ Schlingen an den Türpfosten gezogen. Aloisio entrollt seine Schlafmatte und legt sich auf den Fussboden. Die billige Lampe verbreitet ein schwaches Licht, ohne Zweifel ausreichend, die bösen Geister zu vertreiben.

1.40 Schwatzen und Trinken endet schliesslich, als der letzte Gast, der mit mbuli von Rewasa, fortgeht. Drei bis sechs Centimeter Yangona verbleibt noch in der Schale, die vom ständigen Gebrauch eine wunderbare und bewunderungswürdige Patina angesetzt hat. Dieser Yangonarest wird am nächsten Morgen fortgeschüttet.

Heutzutage ist das Yangonatrinken, wie ich wohl hundert Male gesehen habe, ein leidlich sauberer Vorgang. Niemals trinken zwei Personen aus demselben

selben gefüllten Trinkgefäss. Sollte jedoch einer seinen Becher nicht bis zur Neige leeren, was mitunter vorkommt, wird der Rest weggeschüttet. Servierbecher und Trinkgefäss werden beide auf einem starken Kokosfaser handgriff, an der die Schüssel, wenn sie nicht im Gebrauch ist, an der Wand aufgehängt wird, gelegt. Nur gegen zwei Angewohnheiten habe ich etwas einzuwenden 1. Die Hand, die die pulverisierte Yangona durch den Beutel arbeitet, wurde wahrscheinlich vorher nicht gewaschen. Seife ist Luxus für diese armen Tagelöhner. 2. Jeder trinkt aus demselben Becher. Dies vermied ich, niemand der Gäste schien das übel zu nehmen.

Noch heutzutage ist Yangonatrinken ein wichtiges Ritual; das in früheren (1866) Zeiten eine noch grössere Bedeutung besass. Waterhouse schreibt: »Die Kavaflüssigkeit wird niemals getrunken, ohne vorher ein langes Gebet zu sprechen, das eine ganze Götterschar anruft«. Brewster erzählt uns: »In vorchristlichen Zeiten wurde der erste Becher Kava an das Fundament des Hauspfostens vor dem mbure, der Stammeshalle, gegossen, als Trankopfer für ihre göttlichen Vorfahren, den Geistern ihrer Vorfäter«.

Fräulein Cumming beobachtet 1877, dass »gewisse Streitkrieger mit grosser Hochachtung behandelt wurden, die an Verehrung gränzte, die an Verehrung gränzte, ^{Die} ~~den~~ Männer die sie mit kräftigen Armen gehandhabt und sich in den Schlachten besonders ausgezeichnet hatten, verehrten sie fortan als Helden und Halbgötter, bei jedem Yangonatrinken opferten sie ihnen Yangona«:

In dem ausgezeichneten »Handbook of the Colony of Fiji« erklärt der Verfasser, dass die Begründer der ursprünglichen Dorfgemeinden oder Yavata, durch die nachfolgenden Generationen wie »Göttliche Vorfahren« verehrt wurden, die weiterhin über die Geschicke des Volkes wachten. Der erste Yangonabecher wurde für diese göttlichen Vorfahren ausgegossen, die Feldfrüchte niemals eher abgeerntet, bis die erste Frucht am Schreine dargeboten worden war«.

Lambert konstatierte, dass die allgemein gebräuchlichen Verwünschungen immer die Verwendung von Yangona einleitete. »Auf dem Grabe eines Vorfahren des Opfers erfolgte die Ausgiessung von Kava mit der flehenden Bitte um den Tod«.

Die Heiligkeit der Yangonazeremonie zeigt treffend eine Geschichte, die Seemann berichtet: »Ein Engländer namens Pickering, fiel einst in die Hände eines feindlichen Stammes, der sich schon lange seines Körpers bemächtigen wollte. Er merkte bald, dass sie Vorbereitungen zu einem Kannibalenfest trafen, bei dem er das Hauptgericht sein sollte. Diese Vorbereitungen hätte ein weniger Versierter gar nicht bemerkt; aber ~~er~~ kannte alle diese Bräuche. Er wusste, bevor er getötet werden sollte, mussten sie eine Schale von Kava bereiten und ein Gebet über das efrtge Getränk sprechen. Die Person, die das Gebet sagte, ~~war~~ könnte niemals gegessen werden. Ausserlich gab er Unkenntnis vor über alle Dinge, die um ihn herum vorgingen, wartete aber ängstlich auf den Augenblick, wo die Vorbereitungen des Kava in das Stadium gediehen, wo das Gebet darüber gesprochen werden sollte. Plötzlich, sehr zum Missfallen seiner Feinde, verkündigte er diese Formel. Niemand hätte daraufhin ~~ganz~~ gewagt, ihm das Leben zu nehmen. So hatte er die seltsame Befriedigung an den zu seinem Leichenbegängnis vorgesehenen Erfrischungen teilzunehmen«.

Morgens, wenn ich mit Aloisio die getrockneten Pflanzen aus den Trocknern nahm und die übrig gebliebenen der vorhergehenden Nacht einlegte, erschienen Kungalevu und Namu. Sie brachten gekochte Kassava, ²Taro¹ manchmal Fisch, verschiedene Gemüsesorten ~~wie~~ mbela und bitteren Solanum nigrum. Dies alles setzten sie auf Tellern oder hölzernen Schüsseln auf einer sauberen, ~~Mattens~~schmalen, langen Matte ab, die an Stelle eines Tischtuches zu diesem Zweck auf dem Fussboden entrollt wurde. Niemals trat ein Fuss auf diese Matte. Nach jeder Mahlzeit rollte man sie zusammen und stellte sie beiseite. Aloisio und ich bereiteten uns immer Kaffeersatz, Kokomalz, Kakao oder ~~ähnliche~~ ähnliche Getränke, die kochendes Wasser erforderten, weil ich fürchtete uns durch unsaubere³ res Wasser Dysenterie oder eine andere Krankheit zuzuziehen. Ich trank ungekochtes Wasser nur mit meiner Yangona, weil ich mich dazu verpflichtet fühlte, um die Fidschier nicht zu beleidigen. Andererseits hoffte ich, Yangona sei in der ~~Wirkung~~ Wirkung irgendwie antibiotisch.

Ich bemerkte, dass Aloisios Familie zögerte mit dem Mahl zu beginnen ehe ich angefangen hatte. Einmal, als wir von unserer Aussenarbeit spät nach Hause kamen, hatten sie alles zum Küchenhaus genommen, um dort zu essen. Sie waren zu höflich vor unserem Heimkommen in unserem Hause zu essen. Ich gebrauchte ihnen gegenüber das Argument meines alten waka 'Merica oder amerikanische Sitte, bis ich sie endlich dazu bestimmen konnte, zur selben Zeit mit mir in ihrer eigenen Art auf dem Fussboden zu essen, während ich zu ihrem Erstaunen mit Aloisio vis-a-vis an einem kleinen Tische sitzend, ass. So nahmen Mann, Frau und Kind, nachdem Kungalevu das Tischgebet gesprochen, an unseren Getränken und Papalangikonservern teil, während wir dagegen die gesünderen und geschmackvolleren Fidschi-Gemüse und andere Neuheiten ausprobieren.

Vor dem teilweisen Zusammenbruch der fidschianischen Sitten hätten Kungalevu und seine Familie niemals zusammen speisen können. Männer nach Rangstufe geordnet assen vor den Frauen und Kindern, die nach Waterhouse mit dem zufrieden sein mussten, was übrig blieb. Colvocoresses beschreibt: Sie essen mit den Fingern; bevor sie ihre Speisen servieren, fegen sie immer die Matten sauber oder legen neue aus; die Lebensmittel liegen auf frischen Blättern aus. Ihre Hauptmahlzeit nehmen sie am Abend ein, bei der sie viel Zeit verbringen. Beim Trinken legen sie den Kopf weit zurück, halten das Trinkgefäss sechs oder acht Zoll weit vom Mund ab und lassen das Getränk wie aus einem Wasserhahn in den Mund strömen. Cummings weist daraufhin, »Brüder und Schwestern, Schwägern und Schwägerinnen und anderen nahen Blutsverwandten ist es verboten miteinander zu sprechen, noch dürfen sie von derselben Schüssel essen. Für einen Mann wäre es höchst infra dignitatem Lebensmittel zu verspeisen, die von einer Frau übrig gelassen wurden; noch darf er eine Matte entrollen oder darauf liegen, die einer Frau gehört; dies wäre der Höhepunkt der Unsittlichkeit. Seemann erwähnt die Tatsache, dass ein Gastgeber nie an einem Mahl teilnehmen kann, das er für seine Gäste veranstaltet hat. Ob dies immer so ist oder Bestimmungen in

verschiedenen Distrikten, ist nicht klar zu stellen. Waterhouse berichtet z.B. "In seiner Gastfreundlichkeit teilt der Fidschier alles mit seinem Gast, was er besitzt; ja, sehr oft hungert er mit seiner Familie, um für andere reichlicher auftragen zu können".

Haus - und andere Fliegen waren während des Tages eine Plage. Als Kungalevu bemerkte, dass die Speisen, auf denen sich eine Fliege niedergelassen hatte, für mich tabu sind, ordnete er Loui als meinen Fliegenwärter ab. Das Kind stand vollkommen nackt vor mir, einen herzförmigen Fächer in den Händen und wedelte die hungrigen Fliegen zu fort. Sein sauberer dunkler Körper belästigte mich nicht, aber seine laufende und triefende Nase dicht bei meinen Speisen zu haben, war mir sehr unappetitlich, besonders, wenn er sie mit der Hand abwischte. Ich schaffte diesen Misstand bald ab. Da ich keine Papierserviette mit oder anderes besass, hielt ich immer eine Rolle Toilettenpapier bei Tisch bereit. Ich riss einen Meter langen Streifen ab, legte ihn ~~ihn~~ doppelt und faltete ihn längs zusammen. So stellte ich einen brauchbaren Nasenwischer her. Loui musste sich fest hinstellen, dann zog ich den Streifen wie eine Mundharmonika über seine Oberlippe und warf das Papier sofort zum späteren Verbrennen aus der ~~im~~ offenen Tür. Danach konnte ich mit Komfort essen. Ich liess Loui niemals ohne Belohnung für mich arbeiten. Seine Bezahlung bestand aus einem Zwieback den ich mit Marmelade oder Erdnussbutter bestrichen hatte oder aus ~~and~~ anderen Kleinigkeiten.

Die Hausfliege ist Überträger von typhösen Erkrankungen, Dysenterie, Himbeerpocken und anderen Krankheiten der Menschheit. Ich war daher erfreut, in dem rasenbedeckten Hofraum ein ziemliches Stück vom ^B Bach entfernt, ein niedriges, rundes, schilfbedecktes Hüttchen von einem Meter Durchmesser zu sehen. Diese Hütte war die Toilette. Ich beschreibe sie, weil sie eine der vielen Tausend im Lande ist, die die Sterblichkeitsziffer der Insulaner erheblich herabsetzen. Die Hütte stand über einer tiefen Grube, auf der eine hakenwurmsichere fünfeckige Zementplatte lag, die die Regierung geliefert hatte. Die

Platte besass eine längliche viereckige Öffnung. In entsprechendem Abstände waren zwei Fussmarkierungen, in denen der betreffende stehen sollte.

Während Europäer ihre Abfälle und Exkremente aus den offenen Fenstern in die Gassen ihrer Städte warfen, hatten die Fidschier bessere Methoden. Die primitivste dieser Art in der ganzen Südsee, die ich sogar 1922 auf der Insel Kau^ui beobachtet habe, war die Benutzung des Strandes. Der Schmutz wurde durch den heissen trockenen Sand absorbiert und bei besonders hohen Fluten fortgewaschen. Erskine vermerkte 1849: "Sogar in Bau sind die Gewohnheiten der Häuptlinge genau so reserviert, wie in den bescheidensten europäischen Nationen. Navindi besass einen regelrechten Abtritt, der auf einem, in die See hinauslaufenden Kai erbaut war". Als ich 1940 am Strande von Viti Levu nach der Eingeborenstadt Serua spazierte sah ich ungefähr einhundert Meter getrennt zwei Hütten auf Pfeilern über dem Riff erbaut, eine Leiter führte zu ihnen hinauf. Ich dachte, es wären vielleicht Blenden zum Fischen bei Flut. Aloisio ^{erzählte} meinte aber, es seien Eingeborentoiletten, eine für Männer, ~~die~~ andere für Frauen.

K a p i t e l XXII

Fliegende Hunde

→ Mbelo schien, vielleicht wegen des reichlichen Vorkommens an verwilderten Zibronen-Guaya^{ja}, der Mittelpunkt der Fliegende Hunde oder mbekaxx zu sein. In Savu Savu sah ich nur ein bis zwei mbeka, in Mbelo dagegen waren hunderte von ihnen, meistens in beträchtlich grosser Höhe in den goldgelben Strahlen der untergehenden Sonne zu sehen. Sie faszinierten mich immer, weil sie die einzigen Säugetiere sind, die die Fähigkeit eines richtigen Fluges besitzen und wohl die einzigen Landsäugetiere neben dem Menschen, die das Ozean^{glt}ebene Fidschi erreichen konnten. Als Schuljunge hielt ich mir in New York City eine winzige insektenfressende Fledermaus. Daher war ich im allgemeinen mit dem Bau des Fledermauskörpers vertraut; die vier Finger der Vorderbeine, die ausserordentlich

lang und miteinander durch eine spärlich behaarte Membrane verbunden sind, der fünfte Finger, oder Daumen, der kurz und freibeweglich stehend, mit einer gebogenen Klaue zum festhalten. Die Fingermembrane setzt sich an den Seiten des Körpers fort bis zu den hinteren Beinen, ausschliesslich der Füsse; ja sogar der Schwanz wird, wie bei zwei von den fünf fruchtfressenden Arten die Schwänze haben und die auf Fidschi bekannt sind, mit eingeschlossen. Diese freien Hinterfüsse sind mit scharfen gebogenen Klauen ausgerüstet.

Aloisio sagte mir, dass die mbeka in Scharen auf den Bäumen sitzen und dass einer seiner Brüder, der jetzt in einem Internat sei, sie bei Nacht fangen könnte, wenn sie sich niederliessen, um von den reifen verwilderten Guaavafrüchten zu fressen.

Ich nahm mir vor, eine Schlafstelle der Fledermäuse zu besichtigen. Aloisio fragte jeden, den wir trafen, ob sie einen solchen Baum wüssten. Schliesslich nannte man uns eine spärlich bewaldete Schlucht auf dem halben Wege von Mbelo nach Vatukarasa. Aloisio und Tereniki, mit mehreren Stöcken bewaffnet, krochen auf einen Baum zu, ich dicht hinterher.

Einige hundert mbekas konnte ich nun sehen, die fast wie müde, stehende U-Bahnfahrer aussahen die sich an die Halteschlaufen klammern. Ihr Oberkörper hing nach unten, ihre Hinterfuss/klauen fest geklammert an Ästen und steifen Zweigen. Die mbeka, meistens stark dunkelbraun gefärbt, variieren besonders in Hals und Nackengegend zu einem helleren Braun. Die meisten von ihnen schliefen. Sie schienen eine unfreundliche, streitsüchtige Bande zu sein; schrien und knurrten sich einander an, mit ihren flügelgleichen Vorderfüssen ausschlagend. Unser Kommen erschreckte viele. Sie flogen mit einer siebzig cm. oder noch mehr betragende Flügelbreite, rund um den Baum. Als sie uns wieder reglos sahen, kehrten sie zurück, um sich mit dem Kopf nach unten/ niederzulassen. Wie Tereniki und Aloisio schnell Stöcke nach ihnen warfen, in dem vergeblichen Versuch ein paar herunterzuschlagen, ergriffen sie die Flucht und flogen weit nach allen Richtungen weg. Mehrere Tage später suchten

wir den Schlafplatz noch einmal auf - die erbosten Tiere hatten ihn für immer verlassen.

Ein oder zwei Wochen später schickte man uns zu einem anderen mbeka Schlafplatz, einem riesigen Feigenbaum, mit zahllosen Pfälwurzeln, in dem dichten Wald bei Naruku. Sogar die aus Wurzeln geformten Sekundärstämme hatten den Umfang eines Baumes von beträchtlichen Ausmassen. Der Hauptstamm der Feige mit den umklammernden und umschlingenden Luftwurzeln sah wie eine Kerze mit herunterlaufenden Wachstropfen aus, oder einen Stock ähnlich, an dem Syrup in verzweigtem unregelmässigen Streifen herunterfloss. Hier in der massigen Krone befanden sich buchstäblich Tausende von schlafenden ^bmeken; nur wenige ruhelose Tiere knurrten, quitschten und schlugen nacheinander, wie es ihre Gewohnheit zu sein scheint. Sie geisterten zwischen den Zweigen herum, um einen passenderen Platz zum Herunterhängen zu finden.

Aloisio und Tereniki, mit Stöcken und einem Knüttel bewaffnet, stiegen barfuss und mühelos an den Hauptstamm empor, wobei die verschlungenen verzweigten Wurzeln den Zehen Halt boten. Die erschreckten, schreienden mbeka flogen um und durch die blättrige Krone des Feigenbaums, unsicher, ob sie fortfliegen, oder sich wieder zum Schlaf niedersetzen sollten. Die Männer warfen ihre Stöcke nach den Zurückbleibenden, die ruhig weiter in den Zweigen hingen. Als schliesslich alle die tausende von Fledermäusen den Baum umkreisten, schlugen die Beiden rechts und links mit den Knütteln um sich. Drei oder vier Fledermäuse plumpsten schwer auf die Erde und lagen dort, den Kopf im Todeskampf gegen die pelzige Brust gedrückt, still da. Zwei flatterten schwerfällig mit blutigen und gebrochenen Fingern und Armen herab. Sie versuchten sich auf ihren Rücken zu drehen und sahen mich furchtlos an. Sie besaßen spitzzulaufende hundeähnliche Köpfe. In ihrer Todesnot waren die mittelgrossen Augen weit geöffnet, die schreienden Mäuler enthüllten ein gut entwickeltes Gebiss, das bereit war, nach mir zu schnappen. Ich schrie Aloisio und Tereniki zu, dass ich genug mbeka hätte. Sie sollten mit dem Töten aufhören und herunterklettern. Die Fledermäuse mit ihren hundeähnlichen, ja sogar menschlichen, vorwurfsvollen Blicken, für das, was ich ihnen angetan hat-

te, liessen in mir das Gefühl eines reuigen Mörders aufsteigen. Doch sie waren hoffnungslos verwundet und in grossen Schmerz. Ich zwang mich, sie so schnell wie möglich aus ihren Qualen, durch Schläge auf den Kopf, zu erlösen. Der Stock war nicht stark genug, oder der Waldboden zu weich sie sofort zu töten, so versuchte eine arme Fledermaus mit ihren beschwingten Vorderfüssen den Kopf zu schützen, bis der zweite oder dritte Schlag sie ihres Elends enthob.

Diese Fledermäuse sind wirklich anziehende und äusserst interessante Geschöpfe. Es überraschte mich darum nicht besonders dass die Samcaner diese, oder eine nahe Verwandte fruchtfressenden Fledermaus - wohl hundert Arten sind von den tropischen Gegenden der Alten Welt bekannt - als Haustiere hielten.

In dem Pelz meiner Fledermäuse fand ich drei verschiedene Parasiten-Arten, darunter ein Insekt mit unglaublich langen Beinen. Diese tat ich in meine Giftflasche zum Töten, um sie an Freunde, Herrn Krauss und Dr. Alexander, Entomologen in Amerika, zum Studium zu senden. Die blutigen Fledermäuse nahm ich mit nach Mbalo. In dieser Nacht zog ich sorgfältig die Haut ab, konservierten den Pelz und die Beine mit Holzasche und Salz zur Versendung nach Honolulu. Die Kadaver sahen plump aus, und hatten eine weisse Fettschicht unter der Haut. Ich schnitt die gut entwickelten Brüste heraus, die Hinterbeine ab, hielt sie über das Feuer, salzte sie ein und ass sie. Ich empfehle diese schmackhaften, sauberen Fruchtfresser als Nahrung; aber als tierische Radarexperten würde ich ihr Hinschlachten mit Feuerwaffen bedauern. Zum Glück ist es den unzufriedenen Farbigen, Indern und Fidschiern, verboten solche Feuerwaffen zu führen. Mbeka, unglücklicherweise, können eine ernsthafte Plage für Fruchtanpflanzungen sein.

KAPITEL XXIII

Der Katechet Lingorio Kungalevu

Lingorio Kungalevu war ein Katechet oder katholischer Laienprediger. Obwohl ich kein orthodoxer Christ bin, noch Mitglied einer anderen Kir-

che, beschloss ich aus Höflichkeit gegen meinen Gastgeber einen Sonntagsgottesdienst beizuwohnen, wo diese Kirche auch sein möge. Sonnabend Abend versuchte ich schon ein wenig nervös Aloisio das Komende ein wenig auszuhorchen, wie ich mich verhalten sollte. Ich fragte ihn, wo sich die Kirche befände, wann der Gottesdienst anfangen sollte, wie lange er dauern würde, wie viele Seelen zu der Gemeinde seines Vaters gehörten und wie gross der Beitrag sein müsste, den ich auf den Sammelteiler legen sollte. Aloisio verhielt sich unbestimmt, so dass ich schliesslich den Versuch aufgab, befriedigende Antworten zu erhalten.

Sonntag Morgen zog ich als ^{us} russisches Zeichen meiner inneren Pietät meinen Rock an und band die Kravate um. Als Kungalevu unser Haus betrat und das Frühstück brachte, fragte ich ihn, wo und wann die Kirche wohl abgehalten werde. Er antwortete: "Hier, irgendeine Zeit nach dem Frühstück."

Nach dem Frühstück ging Kungalevu zum Strom, um zu baden. Dann kehrte er zum Hause zurück, nahm ein zerbrochenes Stück Spiegel aus seiner Kiste und schabte den Bartwuchs der Woche herunter. Er zog einen neuen Sulu mit blauer Schärpe an und, zur Abwechslung, ein blütenweisses Hemd. Ich beobachtete ihn, wie er in seinen Sonntagsstaat gekleidet das Haus verliess, zu einem Baum ging, von dem ein Stück Eisen herabhing, anscheinend ein Teil eines Antowracks, mit einer Schlingpflanze anstatt eines Seiles befestigt. Diese improvisierte Kirchenglocke begann er mit einem Stück abgebrochener Feile zu schlagen. Er brachte dadurch einen nicht unmusikalischen Ton hervor, der durch das ganze Tal klang. Dann wartete er eine Weile, spähte den Fluss herauf und herunter, und nieder auf den Fusspfad. Ich sah keine Gemeinde, die ihre Schritte zu unserem Hause lenkte. Kungalevu schlug seine Glocke langsam drei oder vier Minuten weiter. Schliesslich hinkte ein junger Mann aus dem Dorf zu uns herüber. Seine schmale Gestalt liess ihn kränklich erscheinen. Er war halb blind, sein Gesicht grauenhaft vernarbt, vielleicht von Verbrennungen oder von Himbeerpocken, was seinen Mund grässlich versarrte. Nach weiteren Abwarten von fünf Minuten, was den verspäteten Eingeborenen erlaubte noch rechtzeitig einzutreffen, kündigte Kungalevu an, er

sei bereit, den Gottesdienst zu beginnen.

Mit gekreuzten Beinen auf der Matte sitzend stellte er eine kleine hölzerne Schachtel vor sich, setzte seine golden eingefasste Brille auf, zog die Bibel hervor und verschiedene ~~Trakte~~ in fidschianisch gedruckte Trakte. Er predigte mit Würde und einfältiger Aufrichtigkeit zu seiner Gemeinde, die ausser seiner unmittelbaren Familie, aus Tereniki, dem narbigen Fremden und wir bestand. Sie sangen dann fidschianische Hymnen. Selma, natürlich ohne Unterkleidung, sah in ihrem einzigen durchsichtigen seegünen Kleid, erfrischend kühl und nackend aus, zumal das Gewand einen Riss von der linken Schulter bis zum rechten Knie hatte,

Ich wohnte vier oder fünf Gottesdiensten Kungalevu bei, bevor wir mit unseren sonntäglichen Botanisierungen begannen. Kein Beitrag wurde jemals erhoben oder erwartet. Es war nur ein/kleines Anzeichen von Enttäuschung in seiner Stimme, als er einmal erwähnte, dass der Wesley'sche Priester eine Orgel zur Verfügung hätte, und dass die Musik der Rivolenkirche die Dörfler mehr anzöge als das Predigen. Und diese Kirche predige nicht die Wahrheit, wie sie in der Bibel offenbart werde. Ich gab ihm die abgedroschene, unverbindliche Antwort, dass viele Wege nach Rom führen.

In Kungalevu war weder Bitterniss noch Kampfesstimmung. Er erwartete von der kommenden Welt Gerechtigkeit, nachdem ihn die gegenwärtige bitter enttäuschte. Ich erhielt keine Aufklärung von Kungalevu ausser der, dass er sich im Gefängnis als Prediger vorbereitet hatte! Ich dachte nun, Kungalevu sei Gefängniswärter gewesen, aber schliesslich fand ich stückweise seine Lebensgeschichte durch Befragen Aloisio² und eingeborener Freunde heraus.

Auf den Fidschi Inseln erlaubt das britische Gesetz jedem Mann der weissen Herrenrasse, ganz gleich wie verkommen er ist, eine fidschianische Frau zu heiraten, wenn diese einverstanden ist mit ihm zu leben. Paradoxer-weise verhängt jedoch dasselbe Gesetz eine hohe Gefängnisstrafe über einen Fläuscher der die Kühnheit besitzt, eine weisse Frau zu heiraten. Kungalevu heirat^{te}te keine weisse Frau, aber er hatte als

junger Mann das Unglück, sich in ein anziehendes fidschianisches Mädchen zu verlieben, die eine bleiche Hautfarbe hatte. Er heiratete sie, und sie gebar ihm Kinder. Trotzdem brachten in wollüstige Weise vor Gericht, man trennte ihn von seinem Weibe, und setzte ihn gefangen. Nachdem diese Zeit abgelaufen, kehrte Kungalevu zu der Frau zurück, die er liebte, und wurde deshalb für eine längere Zeit inhaftiert. Ein Priester befreundete sich schliesslich mit dem Gefangenen und gab ihm eine Eingeborenenbibel zur Tröstung. Als Kungalevus zweite oder dritte Gefängnisstrafe dem Ende zuging, brachte der Priester eine fidschianische Dame mit in das Gefängnis, um sie ihm vorzustellen. Der Priester fragte sie, ob sie ihn zu heiraten wünsche und ihn, ob er sie zu ehelichen wolle. Die Antworten lauteten: »Ja.« So wurde die Frau, die wir Namu nennen, Kungalevus zweite Frau, die Mutter von Rosa, Aloisio, Selma, Loui, und ein oder zwei Knaben, die sich z.Zt. in einem Internat befanden. Kungalevus erste Frau, die als attraktive Schönheit die lasterhaften Weissen anzog, lebte in Singatoka, durch das ich auf meinem Wege zu dem Hospital fuhr.

In der Britischen Kronkolonie Fidschi stellen wir genau fest was W. E. B. DuBois in seinem Buche »Color and Democracy« beklagt: »Das grösste Unglück, das das Kolonialsystem den primitiven Völkern gebracht hat, besteht in der grausamen, unwissentlichen Zerstörung ihrer kulturellen Grundlagen. Das Familienleben ist zersprengt, die Frauen entehrt, die Kinder verdorben und der Beaufsichtigung entzogen worden, die politischen Organisation über den Haufen gerannt, Eigentum und Besitz Kontrolle überrannt und das Ganze des primitiven Lebens zur Karrikatur verzerrt und der Lächerlichkeit preisgegeben.«

Die Feststellung, dass die Insulaner der Südsee herumlungern, bis ihnen die reife Brotfrucht in den Mund fällt, trifft nicht auf eine der Gegenden zu, die ich besucht habe. Lingorio und seine Familie - sogar der kleine Loui, dessen Muskulatur bemerkenswert fest und stark vom Unkrautjäten war - gingen geschlossen nach dem Frühstück zu ihren Gartenflecken, oder/ teitei, zur Feldarbeit. Diese lagen verstreut in dem Grunde oder an den Seiten des Tales.

Ohne metallene Werkzeuge, ausser der Machete, rodeten sie diese kleinen Lichtungen unter unsäglichen Mühen aus dem Dschungel. Das Unterholz und das Unkraut wurde am Fusse der zu grossen Bäume, die der Machete widerstanden, aufgestapelt. Während der kurzen Spannen trockenen Wetters brannten sie dies ab. Die Bäume, die daraufhin nicht abstarben, mussten geringelt werden. Durch diese Verletzung erkrankten sie und gingen langsam ein. Ihre blattlosen Zweige konnten nun die angepflanzten Feldfrüchte nicht mehr beschatten.

Der Boden mit seinen dichten Wurzelgeflechten musste nun aufgelockert werden, um ihn für den Anbau vorzubereiten. Weder die zu ^atauren Spaten, Schaufeln noch anderen Gartengeräte kamen für die barfüssigen Pflanzen in Betracht. Dafür verwendeten die Fidschier das ndoko, ein altes Werkzeug. Dieses bestand aus einem kräftigen Stock aus hartem, zähen Holz, an dem einem Ende zugespitzt. Eine Pflanze, die ich sammelt, die zur Herstellung für ndoko gebraucht wurde, war Ixora (I. amplexicaulis). Das ndoko trieb man schräg fast ²⁰ cm. tief in den Boden. Durch Herunterdrücken des oberen Teiles wirkte das Gerät wie ein Hebel, und häufte die Erde hoch auf, oder brach sie auf und lockerte den Boden. Sollte ein grösseres Stück Boden vorbereitet werden, stach man von verschiedenen Winkeln in die Erde rund um diese Stelle, um sie dort bröckelig zu machen. In den fruchtbaren Niederungen bei Ngaloa sah ich drei Männer zusammen an einem Stück Boden von ungefähr einen Meter im Umkreis arbeiten, eine Methode, die Horne 1881 ^Rbeschrieb: »Die Männer nehmen je einen Grabstock, und durch wiederholte Stösse machen sie rundherum Löcher in den Boden von ungefähr $\frac{2}{3}$ Fuss in Durchmesser; dann benutzen sie die Stöcke als Hebel und wenden so die Erde seitlich oder gänzlich um.«

Ich selbst hatte keine Zeit die Arbeitsfolge zu beobachten, aber Horne erzählt weiter: »Knaben setzen die Arbeit fort, indem sie mit kurzen Stöcken die Erdklumpen entzwei schlagen, und die Erde mit ihren Händen pulverisieren.« Stösst der Pflanze den Stock senkrecht in den Boden und dreht ihn einmal im Kreise, erhält er ein Loch, das gross genug ist sein ndalo zu pflanzen oder klein genug für Samen.

Kein Dünger, hauptsächlich tierischer der als schmutzig galt, wurde von den Eingeborenen vergewendet. Darum war das Land nach zwei oder drei Ernten ausgelaugt und lag verlassen da. Eine neue Lichtung musste dem Dschungel abgerungen werden, während der alte sich wieder erholte. In sieben bis zehn Jahren ist der alte teitei wieder zum Dschungel herangewachsen, und kann von Neuem unter Aufbietung grosser Mühe für eine neue Pflanzung gerodet werden. Die Früchte, die Kungalevu und seine Familie anbauten, waren Wassermelonen, Ndalo, Süss-Kartoffeln, Kassa-mbele und abele. Nachbarn zogen etwas einheimisches Zuckerrohr, und ich glaube, etwas Koch und Ess Bananen. Die Kokosnüsse, Orangen, Yams, Solanum nigrum, Grasblütenrispen und Farne, die ich bei Kungalevu zum Essen bekam, stammten wohl von verwilderten oder einheimischen Pflanzen, die im Busche wuchsen.

Die Wassermelonen, die der indirekte Grund von Aloisios Gefängnisstrafe gewesen waren, gediehen in mitten des ndalo. Der letztere war nicht in Reihen angepflanzt - was schwerlich möglich ist, denn grosse abgestorbene Bäume standen und lagen im Wege; sondern standen in leidlich regelmässigen Abständen verstreut hier und dort. Sie wurden auch nicht in Wasser gezogen, die allgemein verbreitete Methode in Hawaii.

Seemann beobachtete das Ndalo wird auf bewässerten oder trockenem Boden gezogen, wahrscheinlich das letztere mehr als das erstere. Das Wasser darf nicht stagnieren; es muss immer in leichter Bewegung bleiben. Wird es auf trockenem Boden angepflanzt, meistens auf frisch gerodetem Boden, lässt man einen oder zwei Bäume mit dichten Laubkronen auf dem Felde stehen, was, wie die Eingeborenen richtig folgern, die Feuchtigkeit anzieht und den Wuchs der Pflanze begünstigt. Eine beträchtliche Menge Varietäten sind bekannt: manche eignen sich besser zur Zubereitung von Pudding, manche für Brot (manirai), oder einfach zum Kochen oder Backen. Die äusseren Unterscheidungsmerkmale beruhen hauptsächlich in der beobachtenden verschiedenartigen Färbung der Blätter, Stiele, und der Blattrippen - weisslich, gelblich, purpurn. Wird die Ernte eingebracht, schneidet man die Spitzen der Knollen ab, und pflanzt sie gleich wieder ein. Die jungen Blätter können wie Spinat gegessen werden;

aber wie die Wurzeln müssen gründlich gekocht sein, um den beissenden Geschmack, der den Arumpflanzen eigen ist, zu zerstören. Die Fidschier essen besonders die gekochte Taro kalt - ein Geschmack, den nur wenige Europäer mit ihnen teilen; im Gegenteil, die letzteren geniessen sie ganz heiss, und wenn möglich geröstet."

Ob Kungalevu oder Namu, oder beide, die Ndalopflanzen pflegten, weiss ich nicht. Brewster stellte den Aberglauben fest dass Niama am besten von Männern, und der Ndalo oder essbare Aron von Frauen gezogen wird; tatsächlich gedeiht der letztere, obwohl er auch von männlichen Wesen gepflanzt und kultiviert werden kann, nur unter weiblicher Bearbeitung.

Kungalevu erzählte mir von Versuch Weisser, oder ^{Nalo}~~papalangi~~, von der Regierung beauftragt waren, eine Versuchspflanzung von Süssen-Kartoffeln in Mbalo angelegt hätten. Sie pflügen und bestellten den Acker mit Pferden. Die Fidschier waren jedoch diese Anwendung nicht gewöhnt und die papalangi Pflanzungen gingen wieder langsam ein. In Mbalo wurden mir nur ein oder zwei Mal Süsse-Kartoffeln angeboten. Zu meiner grossen Überraschung wusste Kungalevu nicht, dass man die jungen Blätter wie Spinat zubereiten, und so essen könne.

Die Einführung der Süssen-Kartoffel (*Ipomoea batatas*) in Fidschi erfolgte anscheinend erst spät. Ihr Eingeborenenname ist kumara, kumala ^{kawai ni papalangi} und, nach Seemann, auch kawai ni/papalangi. Guppy berichtet: "Selten samt die Pflanze in Fidschi, auf mageren, sandigen Boden, in trockenen, felsigen Lagen. Die Fidschier glauben nicht an die Reifung des Samens; aber nach vielen Suchen," fügt Guppy hinzu, "fand ich eine einzelstehende samende Pflanze, so konnte ich den Zweifel der Eingeborenen beseitigen." Seemann meinte, die Pflanze sei wahrscheinlich aus Neu-Seeland eingeführt worden, da der fidschianische Name (kumara), sich mit dem deckt, der ihr von den Maoris gegeben worden ist. Sie gedeiht gut, scheint aber nicht sonderlich geschätzt zu werden."

Seemann fand dass die Süsse-Kartoffel ~~hihihi~~ "von den Fidschiern nur in geringen Ausmasse kultiviert wird, mehr dagegen von den Siedlern, die sie als Nahrung für ihre Arbeiter gebrauchen. Es gibt zwei Varie-

täten, eine besitzt rötlich gefärbte Knollen, die andere weisse. Beide Arten sind ausgezeichnet, und es ist überraschend, dass sie kein beliebtes Nahrungsmittel bei den Eingeborenen sind."

Sechzig Jahre nach Seemanns Beobachtungen stellt Thompson fest, dass die Lau Insulaner die kumala niagundamu (rote Haut und dunkelrosa Fleisch), kumala siliva (braune Haut und gelbes Fleisch), kumala ni Samoa (rote Haut und eidotterfarbiges Fleisch), und kumala vula (weissliche Haut und weissliches Fleisch) kultivierten. Nach einem alten Berichterstatter, der sie fragten, erreichte die erste Süss-Kartoffel, die kumala vula, die Lau ~~IXX~~ Inseln von Tonga her.

Die Süss-Kartoffel pflanzte man bestimmt schon lange vor Kolonbus Zeiten in der Südsee. Dort ist sie als kumara, oder unter einer sonstigen Variante dieses ^A Wortes bekannt. Die Kechu-Indianer im nördlichen Peru kennen sie unter den Namen kumar. Dieser linguistische Beweis, wie vorher erwähnt, zeigt, dass ein Kontakt zwischen den Polynesiern und Indianern bestanden hat.

Zum Anpflanzen der süssen Kartoffel in den teitei, nehmen die Fidschi er ungefähr dreissig Centimeter lange Schösslinge von den alten Pflanzen und bedecken die untere Hälfte in den frisch gelockerten Boden der neuen Pflanzung mit Erde. Das Unkraut wird fleissig gejätet und nach einer Weile wird Erde um die eingesetzten Ranken gehäufelt. Die sparsamen Fidschier ^{be} lassen ruhig die kleineren Wurzeln in der Erde, bis sie gross genug zum Essen sind.

Die Süss-Kartoffel mag ein Neuankömmling in Fidschi sein; die Kassava (Manihot utillissima) ist es gewiss. Sie ist bekannt als vambia ^{Manioke} ni papalangi, oder ausländische Arenwurzel. Wir können sogar die Spur verfolgen, aus welcher Gegend die zwei gebräuchlichsten Arten gekommen sind. Die manioke ni India und die niunen sind höchstwahrscheinlich von Indien und von Noumea, Neu Caledonien gekommen.

Seemann berichtete, dass die Kassavawurzel erst in späteren Jahren in Fidschi eingeführt worden ist und bemerkenswert gut gedeiht. 1860 stellte er in Namara, Viti Levu fest: "Die Hügelhänge sind mit einer grossen Anzahl Ananas und Kassavawurzeln bepflanzt". Unge-

für wiederholt Horne die Feststellungen Seemanns. Er fügt dann hinzu:
"Einzelne Pflanzen und gelegentlich kleinere Anpflanzungen konnte
man in der Nachbarschaft einiger Eingeborenensiedlungen finden; ausse-
dem sah man sie wild im Walde wachsend. Ihr stellenweises Vorkommen
dort kann man wahrscheinlich dadurch erklären, dass einige Schösslinge
aus den Bündeln fielen, als sie durch den Wald getragen wurden. Sie
gedeiht mühelos aus Stammstecklingen. Diese Stecklinge, allgemein eine-
Fuß lang, werden flach auf den Boden eines ca. sechs Zoll tiefen
Loches gelegt und ein Zoll hoch mit Erde bedeckt. Als Nahrungsmittel
ist die Wurzel in Fidschi nicht sehr beliebt, weder bei den Eingebore-
nen noch bei den Europäern."

Vielleicht war Kassava kein populäres Gericht zu Hornes Zeiten. In
Mbelo assen wir ^{sie} jeden Tag, gekocht oder geröstet, ausser Montags. Ich
glaube der Grund des Kassavafastens sei ein religiöser, wie die Riten bei
gewissen Lebensmitteln, die von Katholiken und Juden ausgeführt wer-
den. Aloisio gab mir eine einfache Erklärung. Die Kassavawurzel hält
sich nicht länger als einen Tag nach dem Ernten ohne zu verderben. Da
die Fidschier des Sonntags von der Feldarbeit ausruhen, steht am Montag
keine frisch ausgegrabene Kassavawurzel zur Verfügung.

Kassava bei Tisch serviert, ist wie mehliges Kartoffel, nur weit ~~man-~~
besser. Sie ^{ist} flockiger, delikater und weisser. In ihr befindet sich eine
holzige Faser, die nicht gegessen werden kann. Ich kaute diese oft wie
Kaugummi.

Die schwarzen, tomatenartigen Beeren des Solanum nigrum habe ich
häufig in Hawaii gegessen, wo die Pflanze als popoio bekannt ist. In man-
chen Gegenden soll die Pflanze sehr giftig sein und muss gemieden
werden. Aber in Mbelo assen Kungalevu und seine Familie die Blätter und
jungen Stängel in gesalzener Kokosmilch gekocht. Sie boten mir davon
an. Ich kostete das Gericht, konnte aber keinen Bissen herunter brin-
gen; es war gallegbitter.

Das kurioseste Gericht, das ich ass, sah wie eine lange gelbliche
Raupe aus, mit richtigen und falschen Beinen, schwarzgetüpfelt, in

Zuckerrohrblätter eingehüllt. Diese »Raupe« war eine festzusammengedrückte Quaste irgend eines Riesengrases, wahrscheinlich das wilde Zuckerrohr (Saccharum spontaneum). Da ich keine guten Exemplare bei Hand hatte, um dieses nützliche Gras zu identifizieren, befand ich mich in keiner besseren Lage als Horne, der es auch beobachtet hatte. Er schrieb: »Die drauka, eine Pflanze, die dem Zuckerrohr ähnelt, wird in manchen Teilen Fidschis viel angebaut. Als Gemüse ist es bei den Fidschiern der ganzen Inselgruppe sehr beliebt. Die noch nicht ausgebreitete junge Rispe der jungen Blüten ist der Teil, der gegessen wird. Verwendet man es jung und zart und kocht man es richtig, mit Butter serviert, halten manche diese Rispe dem Spargel für ebenbürtig. Ich bedaure, dass meine Exemplare von dieser Pflanze nicht im geeigneten Zustande waren, um den Namen festzustellen. Sie waren nicht genügend entwickelt. Wegen der starken Nachfrage nach Blüten sprossen zum Essen, konnte ich keine Rispe in voller Blüte erhalten.. Um diese in Fidschi zu bekommen, müsste ein tabu oder ein Verbot der Berührung ausgesprochen werden«:

Aloisio, Tereniki und ich durchstreiften die Landschaft nach Pflanzen. Wir erkletterten einen Bergrücken, der hoch über Kungalevus Häuser ragte. Dort nahm Aloisio stets eine riesige Tritonmuschel, die er zu diesem Zweck in den Ast eines Baumes eingekellt hatte und blies hinunter ins Städtchen zum Zeichen, dass wir den Aufstieg vollendet hatten.

Unter unserer Ausbeute an Mbelopflanzen war die ^tSongotongo (Bischofia javanica), eine Angehörige der Euphorbiaceenfamilie. Ich hatte diesen kleinen Baum mit seinen dunkelroten, fleischigen, sauren Früchten mit Thimothe bei Nandarivatu gesammelt. Sein Name war koka. Er sagte mir, bei Verletzungen durch Baumnesseln (Laportea milnei) reibt der Betreffende mit der nassen inneren Rinde der koka den entzündeten Teil zur Heilung ein. Aloisio empfahl das Essen der Blätter und Trinken des Saftes als Heilmittel gegen Mandelentzündung. Auch erzählte er mir, dass seine Leute die Blätter mit in Wasser zerquetscht in eine »Flasche« oder ein Bambusstück legen. Hierin stecken ~~hierin~~ sie die abgeschnittenen Yamstücke, bevor sie dieselben pflanzen. Dies soll die Verrottung verhindern. Ich glaube,

die Pflanze besitzt wichtige Eigenschaften, sonst würde sie nicht an solch isolierten Plätzen wie in Samoa und den Neuen Hebriden verwendet werden. Die Samoaner pressen den Saft aus und gebrauchen ihn auf Tapa ^{xi} als Beizmittel für verschiedene Farben, als Lack und als die gewöhnlichste braune Farbe. Die Eingeborenen der Neuen Hebriden kochen die Rinde in Salzwasser und verteilen die entstehende Flüssigkeit auf ^{Schnitt-}Wunden.

Wir fanden wiederum den 7 - 12 m hohen Baum, Alphitonia zizyphoides, eine Rhamnaceae. Aloisio kannte ihn unter dem Namen ndoi. Er bezeichnete das Holz als gut für Hauspfosten, die nicht in Berührung mit dem Boden kommen. In der Erde verrotten sie. Aloisio fügte eine Belehrung hinzu, die ich als phantastisch, aber trotzdem mit Interesse ansehe. Gegen Ohrenscherzen ^{täufelt} man den Saft der Rinde ins Ohr. Wenn eine Kokospalme nicht Frucht ansetzen will - ich erzählte Aloisio, dass ich mehrere auf meinem Strandbesitz auf dem ländlichen Oahu hätte - riet er mir ndoi Rinde mit Wasser vermischt zu nehmen, auf die Spitze des Baumes zu klettern, und von dort aus das Wasser auf die Erde hinunter zu gießen. Ich sammelte später diesen Baum bei Rewasa, wo er ndoi selawa heisst. Dort dient er als Bauholz und zur Herstellung von Schlepgeln mit denen Rinde zu Stoff (eigentlich Papier) geschlagen wird. Die Samoaner zerreiben die Blätter und gebrauchen sie als Seifenersatz beim Haarwaschen.

Ich erfuhr, dass ndingwaruwaru Farn (Asplenium falcatum), der sich mit seinen vielen Varietäten von den Pazifischen Inseln nach Indien und Zentral Africa erstreckt, zerquetscht in Wasser, als Heilmittel gegen Halsschmerzen getrunken wird. Die mata (Microlepia speluncas), ein Farn, überall in den Tropen der Alten Welt vorkommend, bildet nicht nur meine Matratze in Mbalo, es konnte auch als Medizin gegen Zahnschmerzen gekaut werden. Die mbasanga (Pteris tripartita), ein anderer variabler Farn, der von Asien bis nach dem tropischen Afrika wächst, hat seine besondere Verwendung. Die zerquetschten, frischen Wedel gebraucht man als Kräuterpflaster gegen Geschwüre.

Bei den einen oder zwei Dutzend Arten Ficus oder Feigenbäumen, die ich in Fidschi sammelte, machte ich die Feststellung, dass die meisten dem Namen masimasi trugen. Den sich rauh anführenden, Sandpapierähnlichen Blättern verdanken sie, nach Aloisio, ihren Namen. Besonders grosse Ficus Arten, so wie Würgerfeigen, nannte Aloisio mbaka. Von der Savu Savu Gegend war mir Ficus vitiensis bekannt. Hier trug er den Namen komba; auf Kandavu und Vanua Lavu, lolo.

Auf einem spärlich bewaldeten, fast sumpfigen Plateau bei Uluvatu fand ich zu meinem grössten Erstaunen den Boden mit Ananaspflanzen bewachsen. Sie waren vollständig naturalisiert, aber wie lange, weiss ich nicht. Mit ihren dornigen Blättern und kleinen Früchten erschienen sie mir wild und weit entfernt von den kultivierten Ananas die ich von Hawaii so gut kenne. Dort wurde die Wildform, die der fidschianischen entspricht, hala kahiki oder ausländische hala genannt, eine Anspielung auf das ähnliche Aussehen ihrer Früchte wie die Früchte einer Pandanus. In Fidschi hatten die Eingeborenen die gleiche Ähnlichkeit festgestellt, wie man aus dem Namen mbalawa ni papalangi folgern kann.

Die Ananas kamen mir unreif vor, doch Aloisio pflückte einige zum Essen ab. Sie sahen grünlich aus und waren zehn Centimeter lang. Das Fleisch schmeckte knusprig, leicht süsslich und gar nicht sauer. Aloisio erzählte, dass die Ananas an verschiedenen Plätzen um Mbelo und Mt. Ngamalo wachsen, aber nicht über ganz Fidschi verbreitet seien und die Fidschier sie schon längere Zeit kennen.

Der früheste Nachweis, den ich über die Ananas fand, stammt von William Lockerby, der 27. Dezember 1809 in der Nähe der Mathuatainseln war. Er schreibt: »Vor einigen Tagen brachten sie Kürbisse und Ananas zum Verkauf. Diese hatten sie von Schiffen erhalten, die hier angelaufen waren und jetzt kultivieren sie sie mit grosser Sorgfalt. Wie die Tahiter haben sie der Ananas denselben Namen gegeben wie dem Pandanus«. Lawry berichtete 1858 »Wassermelonen, Ananas sind im Überfluss vorhanden. Seemann fand zehn Jahre später, dass die Ananas »gut gedieh, speziell nahe der Meeresküste. Dort gibt es, ausser der gewöhnlichen Varietät,

eine, wo die Pflanze wie eine ausgebreitete Hand aussieht, die eine grosse Anzahl Sprosse aus dem Scheitelpunkt der Frucht hervortreibt. In Namara, Viti Levu, bemerkte Seemann, dass »Die Bergabhänge mit Ananas dicht bepflanzt waren....«. Er fügt später hinzu, dass die Ananas, die Papaya, der Custard Apfel und die chinesische Banane, sind in späteren Jahren eingeführt worden. Heutzutage werden zwei veredelte Arten für den Handel gezogen. Die Ripley besitzt scharfe Dornen an den Blatträndern und eine Frucht mit tiefliegenden Augen und festem Fleisch. Sie ist ausgezeichnet als Tafelobst und kann gut verschifft werden. Die glatte Cayenne, hin Hawaii so beliebt, deren Blätter nur Dornen nahe den Spitzen besitzen, hat eine fassförmige Frucht mit flachen Augen. Sie ist sehr saftig, aber keine gute Dessertfrucht, jedoch ~~minxigxm~~ die beste Art zum Konservieren.

Bei Maravu auf Vanua Levu hatten Ordonez und ich einige junge Cycadeen gefunden; hier bei Mbelo zeigte mir Aloisio einen Hain von vierzig bis sechzig Stück. Sie sind als Seemanns Varietät der gewöhnlichen Cycas circinalis bekannt. Ich glaube Schuster, der diese fidschianische Pflanze nur als Varietät ansah, studierte getrocknete Herbarexemplare und hatte keine Gelegenheit, die beiden in lebendem Zustande wirklich wachsen zu sehen. Wenn er die fidschianischen Pflanzen gesehen hätte wie ich, hätte er wohl die Fidschi-Cycas als neue Art beschrieben. Es ist ein zweigloser Baum, bis zwölf Meter hoch, mit einem verhältnismäßig glatten Stamm, ^{ar} ~~gän~~ nicht dem massiven rauhen Stamm der Cycas ähnlich, ~~der~~ die oft in Gärten in warmen Klimaten gezogen wird. Die gefiederten Blätter variieren von 95 -120 Blättchen pro Seite. Aloisio kannte die Fidschi-Cycas unter dem Namen tuawawa niu oder Teufelskokosnuss, ein sehr geeigneter Name, weil der Teufel das Wasser, das in den Samen enthalten ist, trinkt, statt das der Kokosnuss. Aloisio wetteiferte manchmal mit dem hungrigen Teufel, er kochte die reifen Samen und ass dann die gequollenen Kerne.

Solch eine auffällige Pflanze wie die Cycas weckte die Aufmerksamkeit von Seemann. Er kannte sie nur von Viti Levu und Ovalau und gab ihren

Eingeborenennamen mit roro an. Er hörte, dass die Eingeborenen, die an den Ufern des Navua Flusses wohnen, das Mark zu Kuchen verarbeiten, den die Häuptlinge essen. Er dachte, die Pflanze sei selten, weil die markartige im Stamm enthaltene Substanz für den ausschliesslichen Gebrauch der Häuptlinge vorbehalten war und den unteren Klassen verboten... Die letzteren interessierten sich daher nicht sonderlich für die Kultur der Pflanze.

Ich will den Leser nicht mit einer langen Liste von Abelpflanzen, ihren Fidschinamen und ihrer Verwendung langweilen. Ich hatte als ein geehrtes Mitglied von Kungalevu Familie bei ihnen gelebt, an ihrer Gastfreundschaft teilgenommen, hatte seine Freunde und Gefährten kennengelernt und sogar mit den kleinen munteren Silberfischen Freundschaft geschlossen, die meinen blossen Füsse bei den morgendlichen Bädern im Flusse umspielten. Ich fand nicht mehr so viele neue und interessante Pflanzen. Es war also Zeit eine andere Gegend aufzusuchen, um dort neue botanische Reichtümer zu sammeln. Aus meinem heimlichen Geldgürtel entnahm ich drei Pfundnoten als niemand zugegen war. Als Kungalevu von seiner Feldarbeit nach Hause kam, hielt ich ihm eine kleine Ansprache für seine liebe Gastfreundschaft und versuchte das Geld in seine arbeitsgeplagte Hand zu drücken. Kungalevu, zu arm um seines Sohnes Geldbusse zu bezahlen, damit er nicht gleich ins Gefängnis kam, weigerte sich das Geld anzunehmen, ganz gleich, welche Argumente ich gebrauchte. Ich sei sein Freund und er werde nichts von mir annehmen. Ich war verlegen.

Etwas später erklärte ich Aloisio, es sei "vaka v'Merica" immer die Anslagen zu ersetzen, die jemand für einen anderen gehabt habe. Bei meinen Gängen nach Vatukarasa war ich an mehreren indischen Farmen vorbeigekommen und hatte die Rinderherden bewundert. Also besuchten Aloisio und ich die nächste Farm. Dort suchte ich eine schöne kleine Färse ~~xxxx~~, mit vorherrschenden Guernsey Merkmalen aus. Diese kaufte ich für drei Pfund und zehn Shillinge; ich bestand auf eine Quittung, die in irgendeinem indischen Dialekt geschrieben wurde, d

den ich nicht entziffern konnte, um den Kauf zu belegen. Dann kehrten wir langsam, Aloisio die widerspenstige Färse führend, nach Mbelo zurück.

Unsere Ankunft verursachte genügend Aufregung, um mehrere Dörfler zu Kungalevus Haus zu locken. Da ich das kere kere System kannte und das Schicksal von Kungalevus Hühnerschar, liess ich durch Aloisio die Kunde verbreiten; Kungalevu und ich wären eine Partnerschaft eingegangen und so gehöre mir die eine Hälfte der jungen mbula-ma-kau und Kungalevu die andere Hälfte. Dieses Arrangement, so sagte man mir, würde die Kuh vor kere kere Enteignungen befreien.

Am nächsten Abend ritt Aloisio zu dem Chinesenladen nach Vatukarasa, um eine Kuhglocke zu kaufen, die ich eines Tages dort entdeckt hatte. Am nächsten Morgen bekam die Kuh die Glocke umgehängt und wurde einmütig auf den Namen »Merica« getauft, zu Ehren meines Geburtslandes. Wenn »Merica« so oft gekalbt hat, wie man bei guten Kühen voraussetzt, müsste ich als Kungalevus Partner inzwischen ein richtiger Kuhbaron geworden sein. Ich kann mir gut vorstellen, wenn ich des Nachts einzuschlafen versuche, wie ein ^emächtiger, majestätischer Herde die Cycasbewachsenen Hügel herabdonnert. Die rechte Hälfte eines jeden Tieres gehört mir, die linke Hälfte Kungalevu oder dessen Erben.

K a p i t e l XXIV

Vorbereitungen zur Besteigung des Mt. Evans

→ Aloisio, Tereniki und ich befanden uns wieder auf der Wanderschaft. Unser ganzes Gepäck wurde auf der Veranda des Chinesenladens in Vatukarasa gestapelt und bald fuhr der Lastwagen vor, den ich bei einem Inder bestellt hatte und brachte uns nach Lautoka. Hoch und ziemlich isoliert von den anderen Bergen sah hinter Lautoka der Mt. Evans geheimnisvoll und intrigant hervor. Dort würde ich sicherlich interessante Pflanzen finden, die an keinem anderen Orte der Erde wuchsen. Ich hatte Kungalevu von unserer nächsten beabsichtigten Sammelgegend erzählt und

war überrascht über die strenge Missbilligung meiner Wahl. Er war entsetzt. Dann versuchte er mich von meinem Vorhaben abzubringen, gab mir aber keinen genügenden Grund an. Er wich aus. Der Berg selbst schien sicherlich nicht der Grund seiner Befürchtungen, sondern die Eingeborenen des Distriktes. Wusste Kungalevu vielleicht, dass das Volk dort im Geheimen noch heidnischen Riten fröhnte - ein oder zwei Inder verschwanden gelegentlich unter geheimnisvollen Umständen - oder hatten in der Vergangenheit heftige Kämpfe zwischen seinem Stamm und dem, der den Mt. Evans bewohnte, stattgefunden? Ich konnte niemals darüber Klarheit gewinnen.

Heutzutage sind die Inder, ursprünglich als Vertragsarbeiter für die Zuckerrohrplantagen nach Fidschi gebracht, auf hunderttausend Seelen angewachsen; in der Anzahl ~~fast~~ ^{zu hundert übertragend} den Fidschiern gleich. Obwohl die reinen Fidschier als Rasse nicht aussterben, wie die reinen Hawaier, wird dieses zahlenmässige Gleichgewicht in Fidschi nicht andauern. In Wirklichkeit ändert sich dies sehr schnell, weil der jährliche Zuwachs der indischen Bevölkerung 26% beträgt, gegenüber den bescheidenen 10% der fidschianischen.

Obwohl sie ursprünglich verschiedenen Glaubensbekenntnissen, Sekten und Kasten angehörten, haben die gegenwärtigen Inder in Fidschi den Kastenglauben ihrer Eltern weitgehendst abgelegt und heiraten frei untereinander. Bis jetzt jedoch, haben sie sich beinahe vollständig vor einer Vermischung mit Fidschiern oder Weissen zurückgehalten.

Die skandalösen Tage der indischen Kontraktarbeiter, die 1877 begannen, gehören glücklicherweise der Vergangenheit an. Nun haben sich diese fleissigen Leute langsam hochgearbeitet; sie sind kleine Ladeninhaber, zivile Bedienstete, Bus- und Taxifahrer, Händler und Farmer, wie meine späteren Gastgeber. Manche haben von der Colonial Sugar Refining Company Land zum Zuckeraubau unter Kontrakt genommen; eine Familie ist im Durchschnitt für zehn Acker Land verantwortlich. Da die Arbeitslöhne - 60 Cents pro Tag ~~ist~~ ist die höchste Bezahlung - und der Preis für Zuckerrohr jämmerlich niedrig ist, bleiben die meisten Inder hoffnungs-

los ihr ganzes Leben lang in Schulden verstrickt. Ihr Zuckerrohr wird auf tragbaren Schienen vom Felde zu der Hauptbahn geschleppt, die auf Vibi Levu von Kavanangassau durch Lautoka nach Nambuna führt, eine Strecke von ungefäh~~r~~ zweihundert Kilometern. Diese Linie, von der C.S.R. Co. unterhalten und, nach J.P. Martin, hat seit Jahren ein Übereinkommen mit der Regierung getroffen, dass in der Woche zweimal ein zusätzlicher Zug verkehrt, den das Publikum benutzen kann. Dies ist laut Feststellung der einzige freie Personenzug in der Welt. Als ich in einem Bus diesen Zug passierte, waren die offenen Wagen mit indischen Männern, Frauen und Kindern und ihrem ^{vielen} Gepäck überfüllt.

Schon einige Monate zuvor hatte ich mit ~~O'Connell~~^{no} ein paar Meilen vom Mt. Evans entfernt botanisirt und bei dieser Gelegenheit mich mit zwei Indern angefreundet, die abseits von der Hauptstrasse wohnten. Sie besaßen aussergewöhnlich kleine Köpfe und scharfe, erstaunlich europäische Gesichtszüge. Ich erkundigte mich damals bei ihnen über die Besteigung des Mt. Evans, über die Vermietung von Packpferden und gesagt, ich würde eines Tages wiederkehren. Nun war ich zu ihrer Überraschung wieder da, mit Sack und Pack und bot ihnen sofort an, eines der kleinen Schilfhäuser für die Nacht zu mieten. Den Busfahrer bat ich, er möge sich am nächsten Morgen wieder melden und begann unser Gepäck auszuladen und unsere Ausrüstung zu verstauen.

Auf der Plattform, die sich an dem einen Ende des Hauses erhob, wollte ich die Nacht verbringen. Sie war gross genug für uns alle drei, oder Aloisio und Tereniki konnten auf dem Fussboden schlafen. Ein paar Sättel, ein Ochsenjoch und Geräte hingen an der Wand; einige einfache Gartengeräte lagen auf der Erde. Die Hütte hatt^e Fussboden und Wände, die ich nie zuvor sah.

Boden und Wände, die letzteren innen wie aussen, waren bis zu einem Drittel der Dachhöhe von einer wunderhübschen gelblichbraunen Farbe. Das Material sah wie eine ansprechende Art Wandtäfelung aus, mit einer besonderen Faserung. Aber im Gegensatz zu einer Wandtäfelung war die Wand aus einem Stück, ohne eine einzige Spalte. Der Boden schien nur für

blosse Flüsse geeignet; ich fürchte, ich habe mit meinen schweren Trampstiefeln die Oberfläche zerkratzt. Das Haus befand sich auf der trockenen Seite der Insel, im Zuckerrohrgebiet. Trotz der windabgelegenen Seite aber heftigen Windstössen ausgesetzt. Dadurch flogen uns Partikelchen von Wand und Boden in Augen, Mund und sogar in die gefüllte Teetasse, die unser indischer Wirt brachte. Mein Vergnügen am Teetrinken endete jäh, als mich Aloisio über den wunderschönen Bodenbelag aufklärte. Dieser bestand aus frischem, mit Wasser angerührtem Kuhdung, den man direkt auf Boden und Wände auftrug und trocknen liess!

Die Inder zögerten, -ich weiss nicht warum -unser Gepäck ins Haus zu bringen. Sie rieten mir, den Häuptling Mbuli Heneri aufzusuchen, der nicht weit ab in der Ortschaft Sambeto wohne.

Nachmittags gegen fünf Uhr brachen Aloisio und ich nach der Ortschaft auf. Auf unserer Suche nach dem mbuli gingen wir über den rara. Dort sah ich auf einer Seite ein merkwürdiges Gebilde aus Holz stehen. Ich dachte, es sei ein Teil der Gemeindetoilette. Aber die runden Löcher, die man in den oberen Teil der zehn Meter langen Kiste geschnitten hatte, waren zu hoch, um darüber zu sitzen. Aloisio gab mir wiederum den Grund an. Dies war keine Gemeindetoilette, sondern ein Gemeinderäucherungsapparat. Gewisse Hautkrankheiten herrschten in fast epidemischen Ausmassen in diesem trockneren Teil der Insel und die Regierung versuchte auf diesem Wege die Infektion einzuschränken. Die Kranken krochen in den Kasten, ihre Köpfe aus den dazu vorgesehenen zwölf Löchern steckend. Der Schwefelrauch, der in dem Kasten verbrannt wurde, bestrich heilend die Haut der Erkrankten; der Kopf befand sich in der frischen Luft, so dass sie ungehindert atmen konnten. Wie wirksam solche Räucherung ist, kann ich nicht sagen. Ein etwa zwölf Jahre alter Knabe, auffällig blass und traurig, kam um mich anzuglotzen. Er trug die spärliche Kleidung, die ein Junge seines Alters in Fidschi trägt. So viel ungewöhnliches hatte ich schon auf den Inseln gesehen, so dachte ich zuerst, er sei von Kopf bis Fuss mit einem aus-
gesucht feinen, weisslichen Spitzenstoff bedeckt, dessen lose Enden im Winde flatterten. Zu meinem Entsetzen stellte ich fest, dass dieser Spitze

stoff war die sich abschälende Haut des kranken Jungen, die in Fetzen an ihm herunterhing. Ich weiss nicht, ob dieser Junge einer Räucherung unterzogen worden war, zu dem Versuch, ihn zu heilen.

Mbuli Heneri, ein grosser schlanker Mann in den Dreissigern, ein vollkommener Gastgeber und beachtlich gebildeter Gentleman, sprach fehlerfrei Englisch. Er sagte mir, zu welcher Siedlung ich am nächsten Morgen fahren sollte, um am nahesten an die interessanten Strecken des Mt. Evans heranzukommen. Er selbst könne uns dorthin fahren. Sodann lud er mich zum Abendessen ein und bestand darauf, dass ich bei ihm als sein Gast übernachtete, anstatt in der indischen Hütte, wo mir die gekauten und verdauten winzigen Strohstücke ständig in die Augen flogen. Nach kurzer Zeit brachte mir eine fidschianische Frau einen kleinen Tisch, einen einzelnen Stuhl und mehrere Gerichte. Mein Wirt, an Engländer gewohnt, leistete mir bei Tisch nicht Gesellschaft. Ich konnte ihn durch die offene Tür beobachten, wie er sein Essen in einem anderen Hause auf einer Matte nach vaka Viti mit seiner Familie und Aloisio einnahm.

Früh am nächsten Morgen kehrten wir zu der indischen Hütte zurück mit dem Versprechen an Mbuli Heneri, ihn mit dem Lastwagen abzuholen, sobald er käme. Eine gut aussehende Patriarchenfrau fiel auf der Farm besonders auf. Sie führte das Rindvieh über die Weide. Ich bot ihr zwei Shillinge für die Benutzung der schilfgedeckten Kuhdunghütte an. Sie lehnte aber die Bezahlung ab. Ich hatte noch etwas Zeit ehe der Bus kam, so ging ich hinein, nicht weit entfernten altmodischen, indischen Laden und erstand dort ein Bronzegefäss, wahrscheinlich ein Weihrauchgefäss - für sechs oder sieben Shillinge. Dann kehrte ich zu dieser Frau zurück, überreichte ihr diesen Gegenstand mit einer Floskel meiner Dankbarkeit für ihre Freundlichkeit. Entzückt faltete sie die Hände und presste sie an die mit dem Kastenzeichen geschmückte Stirn, verbeugte sich und rief mehrere Male »Salaam«. Ich erwiderte meinerseits mehrmals mit »Salaam«. Unser Lastwagen kam bald und wir schieden von diesen guten Leuten, die viel freundlicher waren, als die durchschnittlichen weissen Kolonisten.

Ich betrachtete die Besteigung des Mt. Evans als Höhepunkt meines

Fidschiaufenthaltes. Obwohl Aloisio nicht verstand, hatte ich in den letzten Wochen scherzhaft von unserer Besteigung des Mt. Everest gesprochen. Ich war aufgeregt, als nun der Erfolg zum Greifen nahe lag. Mbuli Heneri, der den indischen Fahrer über die abgelegenen schlechten Strassen dirigierte, brachte uns in eine halbverfallene Siedlung, dicht unter der Bergflanke. Durch den Lärm wurden die fast zwanzig Dörfler aus ihren Häusern gelockt. Sie wollten wissen, was die Fremden hier zu suchen hätten. Die Anwesenheit des Mbuli, der den Grund unseres Kommens erklärte, zog ihre Aufmerksamkeit an. Eifrig wollten sie uns helfen.

Diese Dörfler waren eine traurige, miserable Bande. Zwei Blinde ertasteten ihren Weg mit Stöcken. Andere sahen entsetzlich aus mit ihren blutunterlaufenen Augen, von denen eines oder sogar beide aus den Höhlungen traten. Diese Menschen litten ^{auch} an einer Art Pilzkrankheit oder anderen Hautübeln. Sie erschreckten mich mehr, als wenn sie Kannibalen gewesen wären.

In diesem Dorf ^{zu} leben bedeutete, sich mit Sicherheit einer Infektion aussetzen. Die Dörfler würden sich verpflichtet fühlen und Yangona anzubieten. Selbst wenn ich unhöflich genug gewesen wäre, das Getränk nicht anzunehmen, wie konnte ich Aloisio und Tereniki vor ihrer alt verehrten, geheiligten Zeremonie bewahren? Wir konnten nicht verhindern Matten und andere Gegenstände zu berühren, die so leicht Infektionsträger sein konnten. Bis jetzt eifrig bestrebt, mein Ziel zu erreichen und den Berg vor mir zu erforschen, fürchtete ich nun, wie ich sah, wie dienstbeflissen diese Dörfler den Lastwagen vor mir entladen wollten, ihre Berührung mit unseren Habseligkeiten. Ich erklärte Mbuli Heneri, dass das Dorf noch zu weit vom Berge entfernt gelegen sei und daher die Besteigung aufgeben müsste. Ich gab dem Inder die Anweisung, uns zu dem mbuli-Haus zurückzufahren, sehr zur Verwunderung der Dörfler über den Wankelmuth des fremden ¹⁹ Papalagi. Später erklärte ich natürlich dem mbuli den wahren Grund der Änderung meiner Pläne. Ein grossmütiger Mann wieder mbuli hatte dafür Verständnis.

Ausser meinem Wunsch den Mt. Evans zu besteigen, ^thatte ich keine weiteren Pläne gemacht. Im Moment kannte ich keinen anderen Ort wohin ich gehen sollte; aber ich wusste, an wen ich mich um Rat wenden konnte. Zunächst fuhren wir nach dem Rasthaus von Rakiraki, wo Herr Brown fortfuhr, mich mit Erzählungen aus alten Zeiten zu erfreuen. Unterwegs, ^{zu}unter den Felsen der dürren Küste bei Korovou, liess ich den Wagen halten, um einen seltsamen Busch zu sammeln. Er hatte die Tendenz, die benachbarte Vegetation zu überziehen und erwies sich als ein neuer Jasmin. Er wurde später studiert und von Herrn Dr. Kobuski beschrieben und zu Ehren von Herrn Dr. Albert C. Smith, ^{el}Wirt^hauthorität der fidschianischen Flora, nach ihm benannt. Ich sammelte ^{el}auch den hübsch fruchtenden vere Celastus Richii), aus dessen Blättern ein Tee zur Heilung vom Teufel Besessener gebraut wird. Ich verbrachte jene Nacht im Rasthaus; Aloisio und Terenik: schliefen im Eingesehrendorf.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort. Als ich den indischen Fahrer instruierte, mich zu Ratu Charlie, dem Enkel des altberühmten Thakombau und selber ein berühmter Häuptling, zu fahren, glaubte er mir nicht. Bei der Ankunft in Nanukuloa, ^uRat^h Charles Heim an der Küste der Viti Levu Bucht, versuchten beide, der erschreckte Fahrer, sowie Aloisio, mich davon abzuhalten, ihn zu besuchen.

Ratu Charlie, freundlich und liebenswürdig wie immer, zeigte mir seinen Besitz, wirklich ein Botanischer Garten mit seltenen Pflanzen, die an den individuellen Stellen angepflanzt waren. Ratu Charlie nannte mir nicht nur ihre einheimischen Namen und Verwendungszwecke, sondern auch geläufig ihre lateinischen Namen. Ich erzählte ihm von meiner unangenehmen Lage. Er riet mir, nach Rewasa, einem kleinen Dörfchen zu gehen und dort mein nächstes Hauptquartier aufzuschlagen. Ratu Charlie schrieb dann einen fidschianischen Empfehlungsbrief, den ich dem mbuli von Rewasa und benachbarten Ortschaften vorzeigen sollte. Viel später erzählte mir der mbuli von Rewasa, ich wusste natürlich nichts von dem Briefinhalt, ^twie ^ueindrücklich mich Rat^h Charlie an ihn empfohlen hätte; sogar, dass ^umich unter dem Einsatz seines eigenen Lebens zu schützen habe.

Wir kehrten wieder nach Rakiraki zurück, wo ich die Nacht wieder im Raasthause verbrachte. Am nächsten Morgen kaufte ich noch eine Menge Nahrungsmittel, ungefähr ein Dutzend Küchenmesser, Yangona und mehrere kleine Badehandtücher. Ich war nun lange genug in Fidischi, um zu wissen wie ein reisender Potentat wie ich, mich zu benehmen hatte.

Wir fuhren von Rakiraki landeinwärts, bis ein Strom unserem weiteren Vordringen Einhalt gebot. Ich bezahlte den indischen Fahrer für seine Dienste; er und Tereniki luden unser Gepäck ab. Unterdessen gingen Aloisio und ich, etwas Yangona tragend und mit einigen Laternen, den Fusspfad nach Rewasa weiter. Die Ortschaft lag an einem herrlichen Platz; einen Berg auf der einen, einen Strom auf der anderen Seite. Die schilfgedeckten Häuser standen längs des Berghanges; der rara nahe am Strom. In der Mitte des rara befand sich eine hässliche viereckige Kirche in europäischem Stil, ausserdem eine sehr nützliche Brause mit Wasserhahn zu der aus einer nahen Schlucht das Wasser geleitet wurde.

Da der mbuli sich gerade in einer seiner benachbarten Ortschaften befand sprach Aloisio mit dem turanga-ni-koro von Rewasa. Er ist der Hauptmann oder der «Vorsitzende» der Ortschaftsversammlung, wo alle wichtigen Fragen, die das Dorf betreffen, verhandelt werden. Ich händigte ihm Ratu Charlies Brief aus. Nachdem er ihn sorgfältig und langsam gelesen hatte, schien ervein wenig ungehalten zu sein. Die Dorfbewohner hatten gerade ein neues Haus für ihn gebaut, zum Trocknen des Daches ^{und der Wände} ein Feuer entzündet ^{sollen} und nun, wo alles zum Beziehen für ihn und seine Familie fertig war, musste er mir und meinen Gefährten das Gebäude überlassen. Er und seine Familie zogen während meines Aufenthaltes in das Kochhaus. Es muss für ihn eine grosse Enttäuschung gewesen sein, obwohl Aloisio ihm erklärte, ich würde ihm ein Pfund Miete pro Woche bezahlen.

Mit Hilfe des turanga-ni-koro und einigen freundlichen Dörflern brachten wir unser Gepäck zu unserem neuen Hause. Dann veranstalteten wir eine feierliche Yangona Willkommenszeremonie, wenig verschieden

von der, die wir ^KMungalevu in Mbelo gegeben hatten. Dies Mal¹ wusste ich es besser, als hinter einer Person zu gehen, welches als schwere Beleidigung in Fidschi angesehen wird. Die Höflichkeit erfordert vor der Person zu gehen, ein Brauch, der noch aus alten Zeiten stammt, wo jeder einflussreiche Mann seine Streitkeule bei sich trug und sie aus politischen oder selbstsüchtigen Gründen plötzlich gebrauchen konnte. Ein offener Angriff war verhältnismässig selten. Da der Feind gewöhnlich heimtückisch von hinten erschlagen wurde, so fühlte sich kein Eingeborener sicher, wenn ein anderer hinter ihm ging.

Bei allen Zeremonien ist die respektvolle Stellung auf dem Boden zu sitzen. Wirklich sitzt der Fidschier in Gegenwart höherer Personen, wenn es möglich ist mit gekreuzten Beinen, gebeugt und schweigend da; der Mann mit gebeugten Knien und beide Beine gekreuzt, die Frauen besonders früher, mit gebeugten Knien und beide Beine ~~xxxxxxx~~ auf einer Seite. Mussten sich die Fidschier bewegen, beugten sie sich fast im rechten Winkel ab. Beim Fortgehen in Gegenwart eines Häuptlings, rückt sich der gewöhnliche Mann in kauern der Stellung von ihm fort. Cumming stellte 1876 fest, dass der Eingeborenen in Gegenwart seines Häuptlings vor ihm niederkauern musste. Wenn er sich in Ruhestellung befand oder in Bewegung, musste er auf allen Vieren kriechen oder tiefgebeugt gehen. Waterhouse, der 1866 über diese Sitte sprach, fügt hinzu: "Ein Untergebener darf nicht einen Gegenstand herunterlangen, der sich über dem ~~Hand~~ Kopfe eines Häuptlings befindet. Er muss auch seine Keule senken und sich niederkauern, wenn ein Häuptling vorbei geht."

Ohne mein Wissen war gleich nach meiner Ankunft ein Bote nach der benachbarten Ortschaft gesendet worden, der den mbuli von meiner Ankunft in Rewasa benachrichtigen sollte. Solch mbuli ist der Häuptling eines Distriktes, er führt die Oberaufsicht über einen Distriktsrat, der sich aus den örtlichen Häuptlingen und Dorfhäuptlingen zusammensetzt, wie unserer turanga-ni-koro von Rewasa, die er ernennt oder aus ihrem Amt entlässt. Er ist infolgedessen ein Mann von beträchtlichen Fähigkeiten und Macht. Mehrere mbuli oder Distriktshäuptlinge sind wiederum

dem roko tui oder Provinzhauptling, wie meinen Freunde Ratu Charlie, untertan. Ratu Charlie ernannte nun einen seiner mächtigsten eingeborenen Beamten, mit bei meinen Forschungen zu helfen. Dieser Mann, kleiner als der Durchschnittsfidschier, mit weissen, an der Spitze schwarz gefärbten Haaren, traf am Nachmittag ein. Wie ich schon beschrieb, ein eingefleischter Yangonatrinker, der ständig mit den Leuten um sich herum schwatzte und scherzte. Er hatte ein »Fischauge« das getrübt und blind war. Im Gegensatz zu den anderen Dörflern, die barfuss gingen, trug er Turnschuhe. Nachdem ich ihn zwei Wochen kannte, zeigte er mir seine Füsse. Die dicke Haut der Sohlen war tief eingesprungen; ich konnte die darunter liegenden weisslichen Schichten erkennen. Dieses Aufspringen der Fusssohlen ist eine Art der sekundären Erscheinung der Südseerkrankheit thoko oder Himbeerpocken genannt. Der mbuli war ein amüsanter wertvoller Zuwachs für meine Gesellschaft.

In Rewasa setzte ich meine Yangonagesellschaften fort, die ich in Mbelo so erfolgreich begonnen hatte. Die Leute waren über die Bewirtung erfreut, ich dagegen über die Eingeborenenkunde, die ich in meinen Notizen niederschrieb.

Das Rewasahauss hatte nicht die gute Planung wie Kungalevus. Dort waren alle Dachsparren hoch angebracht; hier erstreckten sie sich weniger als zwei Meter hoch quer durch den Raum, so dass ich mehrere Male heftig mit dem Kopf dagegen rannte. Dadurch erinnerte ich mich immer der Sparren wenn ich Baumexemplare gesammelt hatte, und befragte ich nun meine eingeborenen Gäste ob das Material gut für Bauholz zu verwenden sei. So erfuh ich über acht wertvolle Bäume. Der movi, ein Leguminosenbaum, ungefähr sechs Meter hoch mit weisslichen Blütentrauben, wurde mir als gutes Bauholz genannt. Er erwies sich als neu und erhielt später von Smith den Namen Cynometra insularis. Ein weiterer war der lutulutu (Macaranga harveyana), eine Euphorbiacee. Er wächst auch in Samoa, wo er auch für Hauspfosten Verwendung findet. Guioa rhoifolia, eine Sapindacee ist auch wertvoll. Elattostachys falcata aus derselben Familie, wächst auch

im benachbarten Tonga. Dies, ein dreizehn Meter hoher Baum mit khall-
roten ~~Früchten~~ Blüten und dreizelligen Kapseln, die mit stechenden Haa-
ren gefüllt sind, um die Samen zu schützen. Sein Holz verwendet man zu
Balken; die Blütentrauben trugen meine Freunde als salusalu oder Girlan-
den. Der mbama (Diospyros lateriflora), ein Glied der Ebenholzgewächse
und ein enger Verwandter der amerikanischen Dattelpflaume, besass des-
gleichen wertvolles Holz. Er wächst auch in Uvea und Tonga. Wie die
Früchte der Dattelpflaume sind seine Früchte essbar. Der tonbuthe
(Aglaia elegans), ein Verwandter des Paternosterbaumes, wird ein ⁹gros-
ser Baum dessen Holz beim Bauen Verwendung findet. Der graurindige kanloa
(Canarium vitiense //, Burseraceae) ist gleich gross und gleich wertvoll.
Der valongia oder pautheva (Firmiana diversifolia, Sterculiaceae) lief-
ert nicht nur Bauholz; seine Früchte werden zu Girlanden verarbeitet.
Der ndilo (Calophyllum inophyllum, Guttiferae) ist der letzte Baum
dieser Kollektion, aus dem Bauholz hergestellt wird. Er hat so viele
andere wertvolle Verwendungsmöglichkeiten, dass diese Pflanze ausführ-
lich in einer meiner botanischen Arbeiten später erörtern werden soll.

Meine eingeborenen Freunde berichteten mir noch mehr über die Ran-
ken, die sie zum Binden ihrer Dachsparren verwenden, zum Beispiel die
wanduaniulu (Medinilla heterophylla), ein ¹Melastoma mit rosa und weis-
sen Blüten. Eine andere war die vereloa (Gouania richii), ein Glied der
Rhamnaceenfamilie. Ausser der Verwendung des Stammes als »Strick«, wur-
den seine Blätter in Wasser zerrieben, der Absud durchgeseiht und die
entstandene Flüssigkeit als Heilmittel gegen Magenschmerzen getrunken.
Eine dritte nützliche Pflanze zum Zusammenbinden der Sparren, die Legumi-
nacee wakurikuri (Mucuna gigantea), ist eine der gewöhnlichsten ~~Bohnen~~
Bohnen deren Samen von Ozeanströmungen weit und breit verstreut werden.
Sie ist auf den meisten Südpazifikinseln westwärts bis zum tropischen Asi-
en bekannt. Zu meiner Überraschung sah ich diese Bohnen an den Enden
der blattlosen, strickartigen, drei oder mehr Meter langen Stengel hän-
gen. Als ich meinen Freunden die weiss-blühende Form der Convolvulus
(Stictocardia campanulata) aus der Alten Welt zeigte, nannten sie sie

wanderrudang. Sie informierten mich, dass diese Schlingpflanze als «Strick» wertlos ^{sei}. Die Blätter jedoch, werden in Wasser zerquetscht und die Flüssigkeit Frauen nach der Entbindung, als wertvolles Tonikum, eingegeben.

Mit dem abuli als Führer durchstreiften wir das Land auf der Suche nach Pflanzen. Wir nahmen immer unser Mittagessen mit und bald lernte der abuli mit uns zusammen zu essen, anstatt weit fort zu sitzen, wie es die koloniale Sitte zwischen Weissen und Farbigen ist. Auf einem Wege, der zu einem entfernten Dorfe führte, überholten wir eines Tages zwei mit Bündeln beladene Inder. Ich begrüßte sie höflich mit «salam» und die Fidschier begannen eine freundliche Kon^{vers}ation mit ihnen in einer Art lingua franca die meistens aus fidschi Worten besteht. Meine Freunde erklärten ihnen, dass ich Amerikaner sei, dessen Sitten sich von den englischen unterschieden. Folglich saßen wir zur Mittagszeit zusammen in einem Haine, die Inder, wie sie es glaubten, in einem sicheren Abstand von mir. Ich hatte Zwiebäcke, Corned Beef und einge-
machte Pfirsiche, von denen ich ihnen anbot. Sie kosteten die Pfirsiche deren Geschmack sie dem Mango verwandt bezeichneten. Als ich neckte sie wegen des Corned Beef Genusses; eine Kuh sei doch dem Hindu ein geheil-
liges Tier und bot ihnen Zwiebäcke mit dem gehacktes Rindfleisch be-
strichen an. Sie lehnten die Annahme ab und erwiderten meine Neckerei mit gutnütigen Spott. Diese Inder von Fidschi waren standhaft in ihren religiösen Ansichten, aber tolerant gegen unsere Bräuche.

In diesen Bergen fand ich die moli kania, oder Fidschi Shaddock (Citrus grandis), ^{für} ~~die~~ sorgfältige Beobachtungen in ausreichenden Mengen vor. An denen kann ich die Frucht beschreiben, wenn ich sie mit einer dick-häutigen, milden, saftigen Grapefruit vergleiche, die aber nicht gruppiert wachsen. Ich sah hier Früchte verschiedener Größe; manche besaßen weisses Fleisch und andere hatten vornehmlich rosiges Fleisch. Lawry sogar 1852 bemerkte: «Shaddock sind im Überflusse vorhanden. Beide Arten, rote sowie weisse sind einheimisch.»

Man sagt, dass die Abstammung der Grapefruit unbekannt ist. Die Erscheinung der moli kania genügt mir, um mich zu überzeugen, dass diese

Pflanze wenigstens eine der Ahnen der Grapefruit ist. Viele Spezialisten glauben Citrus reticulata, oder wichiwichi wie Aloisio sie nannte, sei der andere Ahne. Die eine wichiwichi, die Aloisio und ich in Ubele fanden, ein kompakter, mit Zweigen beladener Baum fünf Meter hoch, trug kleine, süsse, orangengleiche Früchte. Seine Dornen dienten früher als Titowiermadeln. Beide, moli wie Grapefruit, sind die einzigen Angehörigen der Gattung Citrus, die das bittere Glucosid Naringin enthalten. Die Tatsache, dass manche Formen, wie die Fister und Thompson, ^{rosa} ~~rot~~ Fleisch besitzen deutet wiederum auf die moli als Ursprung hin.

Das Vorkommen der moli ist nicht nur auf Fidschi beschränkt. Sie ist auf manchen Inseln des südwestlichen Pazifik einheimisch. Wegen ihrer essbaren Frucht ist sie weitgehend in den benachbarten Gegenden kultiviert worden, sogar in prähistorischen Zeiten. Unter dem Namen »Adamsapfels« wird sie schon 1187 in Palästina erwähnt. Sie erreichte Spanien etwa 100 Jahre später; wahrscheinlich brachten einige abenteuernde Araber sie dorthin. Weil Kapitän Shaddock ungefähr 1675 auf seinem ² ~~Weg~~ von Ostindien nach England einige Samen auf Barbados zurückliess, ist die moli unter dem Namen »Shaddock« bekannt.

Unsere Ausflüge in die umliegenden Berge strengten sehr an; bei meiner Rückkehr waren meine Kleider oft von Schweiß durchnässt. Die meisten Dörfler badeten unter der öffentlichen Brause auf dem rara, eine Art Waschung die mir peinlich war. Aloisio und Tereniki badeten nackt in einem seichten, strauchumgebenen Weiher, ein paar hundert Meter entfernt. Dieser ^rabgelegene Platz war für mich das Gegebene. In einem Lande, wo vollständige Nacktheit der Kinder und teilweise Nacktheit der Erwachsenen ein alltäglicher Anblick ist, dachte ich mir/nichts dabei mit der Badehose von Hause nach dem Strom zu gehen. Aber mein Gang über den rara so bekleidet verursachte gründliches Aufsehen: Männer, Frauen und Kinder kamen aus den Häusern gelaufen um das aussergewöhnliche Schauspiel, so viel zur Schau gestellter weisser Haut zu sehen. Daraufhinschlenierte ich zum Strom mit einem über die Schultern geworfenen Hemd. Auf einer meiner Yagohaparties trug sich ein seltsamer

Zwischenfall zu! Eine uralte Greisin, deren Eltern wahrscheinlich noch an mbokola teilgenommen hatten, kroch unter den Tisch, an dem ich mit meinem Pflanzenpressen beschäftigt war, hob ein wenig meine Rosenbeine an und befühlte mein Fleisch. Zufriedengestellt kroch sie dann wieder zu ihrem Sitz im Schatten zurück. Fidschier sind neugierig und wollen alles wissen.

Wir sammelten in der Gegend viele interessante Pflanzen. Es würde zu weit führen, sie hier zu beschreiben. Ich fand z.B. die schöne grossblütige Thunbergia (T. grandiflora), die in Massen wild auf einem Haufen Steine blühte. Da die Pflanze aus Indien stammt, kann ich mir denken, dass einige Kontraktarbeiter Samen aus ihrer Heimat hierher brachten. Was für ein Vergnügen und welche Begeisterung muss die erste blühende Ranke bei ihnen in Fidschi ausgelöst haben!

Ich sammelte wieder das vere (Celastrus richii) und erfuhr, dass die Fidschier sie zur Teufelsanstreibung benutzen; ausserdem kauen sie die Blätter gegen Zahnschmerzen. Das sole (Plerandra pickeringii) ^{Araliaceae} ein ² ~~Acrostichaceae~~ ^{Araceae} ~~Acrostichaceae~~, ein acht Meter hoher Baum mit blassgelben Blüten, galt gleichfalls als ein Mittel gegen Zauberei. War ein Fidschier vom Teufel besessen, brachten seine Freunde einen Stamm des sole in das Haus des Opfers, schnitten die Rinde ab, mischten diese mit Wasser und gaben diese Flüssigkeit dem Opfer zu trinken. Daraufhin entflohen der Teufel.

Eine Schlingpflanze, die ich sie fand, noch in Fidschi unbekannt, die tokoi (Dearingia amaranthoides), ist mit dem Amaranth verwandt, trägt aber rote Früchte. Wie bei einigen ihrer Verwandten werden die Blätter gekocht und gegessen.

In einem grasigen Tal sah ich einen wirklich wunderhübschen Baum, ziemlich klein, aber von einer herrlichen Zitronenfarbe im Sonnenschein. Ich glaubte nicht, was mein Assistent mir erzählte und ging daher dicht an ihn heran. Er war nichts anderes als ein verwilderter Zitronenbaum, fast ohne Blätter, mit rauhschaligen Zitronen bedeckt.

Einer der Farne, die wir fanden, der ndisbi (Athyrium accedens)

ist nicht charakteristisch für Fidschi, denn er erstreckt sich von Polynesen bis nach Afrika. Seine jungen Wedel werden gekocht gegessen. Wir entdeckten einen neuen fremdartigen Farn, der jetzt zu Ehren von Frau Archbold den Namen Arthropteris archboldae trägt. Er wuchs im dichten, tiefen Walde. Soweit ich bemerken konnte, kletterte er nur an weichen, dünnen Bäumen empor; die anderen Baumarten verschmähte er. Seine Wedel sind fünfzehn bis dreissig Centimeter lang. Er besitzt für die Eingeborenen keinen Wert. Der sangara (Tectaria latifolia) mit seiner unbeschriebenen Form ist ein ganz gewöhnlicher Farn, der die spärlich beschatteten Bergseiten bedeckt. Die Flüssigkeit, die man durch Zerquetschen der jungen Wedel erhält, wird Babies gegen Verstopfung gegeben.

Die Bevölkerung von Rewa kannte eine Menge Pflanzen zum Schwarzfärben ihrer Haare. Ich sammelte drei. Eine, ein Sumach (Rhus taitensis) ist ihnen als manawi bekannt. Mit unserem gegenwärtigen begrenzten Wissen betrachten wir die manawi als variable Pflanze, die von Tahiti und Samoa bis nach den Philippinen und südlich nach Australien vorkommt. Zum Haarfärben kochen die Fidschier die Blätter, füllen Saft in eine Bambusflasche oder ein anderes Behältnis, fügen schwarze Erde hinzu und überziehen ihr Haar mit dem entstehenden Schlamm. Nach dem Abspülen ist das Haar schwarz.

Ein weiteres Haarfärbemittel gewinnt man aus dem lombolombo (Calceolaria formosana, Sapindaceae), einem grossen Baum mit wundervollen gelben Blüten, die ein rotes Auge besitzen. Obwohl die Pflanze zuerst von Formosa beschrieben wird, stimme ich mit Dr. Smith nicht überein, diese Art für eingeführt zu halten. Ich betrachte sie als einheimisch. Die Blätter werden gekocht und die Flüssigkeit in die Haare gerieben, um sie schwarz zu färben.

Ein drittes Haarfärbemittel wird aus einem schönen kleinen Kraut gewonnen (Geophila herbacea) ein ^{em} Kaffeesgewächs mit weissen Blüten und roten Beeren. Sie bedeckt den dunklen offenen Waldboden. Der Name ist totoronivikau. In den Tropen beider Hemisphären soll das Kraut ^{ein} heimisch ^t

sein. Die gequetschten Blätter werden in einer Bambusflasche nicht mit Wasser vermischt, sondern Kokosöl. Dieses Öl schmiert man dann auf die Haare.

Die Freundlichkeit und Vernunft der Eingeborenen offenbarte sich mir bei einer meiner Yangonaparties. Wir ^{haben} Colubrina asiatica gesammelt, einen groben, halbkletternden Strauch, den ich von einer stärkeren und glanzblättrigen Form her kannte, die auf den ~~HM~~ ^u Hawaiischen Inseln wächst und dort als Fischgift gebracht wurde. Ich hatte ein Reis der Pflanze zur allgemeinen Ansicht und Diskussion auf die Matte gelegt. Sie erkannten sie als verelailai »Nr. 2«; die »Nr. 1« ist eine nützlichere und allgemeinere Sorte verelailai ~~1111~~. Die älteren Männer erzählten mir eine Variation der alten Geschichte; wenn ein Mann ermordet werden sollte, legte man mehrere Pflanzenarten in einen Bambusbehälter mit Wasser, der dann heimlich an oder im Hause des Opfers vergraben wurde. Er erkrankte daraufhin und verstarb. Die gebrauchten Bestandteile, um den Fluch wirksam zu machen, waren nur in einigen Distrikten bekannt, z.B. bei Tavua. Als ich nach Bestandteilen für diesen Zauber fragte, erwiderte ein alter Mann, dass die wenigen Leute in Rewasa, die noch diese Pflanzen kannten, das Geheimnis dieser Methode nicht weiter verbreiten wollen, damit dadurch nicht noch mehr Unheil angerichtet werden kann. Sie erklärten mir jedoch, wie man dem Fluch entgegenwirken könne. Alles was man zu tun hatte war, die Blätter des verelailai »Nr. 2« mit sama, lolc, mbombo, ndawa und wasasala Blättern in Wasser zu zerquetschen und den Saft dem Opfer zu trinken geben. Dies bewirkte die Heilung.

Der Meme (Drypetes vitiensis), Wolfsmilchgewächs, eine andere Neuheit, die wir am dritten Juni sammelten, ist ein sechs Meter hoher Baum mit roten Früchten. Bei Kopfschmerzen träufeln die Fidschier den Saft, den sie aus zerquetschten Blättern gewinnen, in Nase und Ohren. Dies ist ein Heilverfahren, dass ich kaum anwenden würde.

Im Mauidawa Tal, wo verwilderte Guayen und ähnliches Gesträuch wuchsen, Gerieten wir mitten in hunderte von gelben Dendrobien. Diese Orchideen

hingen wie Blumengewinde an den grösseren horizontalen Zweigen der Bäume, an einem klaren murgelben Bach. In Ra Dialekt heissen sie tokai, aber auf Vanua Levu fand Smith den Namen tokai in Gebrauch. Diese Orthographie wurde von dem jungen Reichenbach befolgt, als diese wunderschöne Pflanze 1866 als Dendrobium tokai beschrieb. Diese prächtige Orchidee, allen Liebhabern bekannt, wächst auch auf Samoa, dort laumafiala benannt, eine Anspielung auf ihren ¹kräftigen Stamm.
Auf einem buschbewachsenen ^{Vor} Hügel fanden wir die ngelenila, eine giftige Form der geflügelten Yamwurzel (Dioscorea alata). Nach Aloisio heisst die essbare Yam ubi; dagegen ist diese, auf die übliche Weise gekocht, nicht geniessbar. Die Fidschier haben ein Verfahren entdeckt, sie der Gesundheit zuträglich zu machen. Sie kochen die unterirdischen Teile und zereiben sie dann auf einem rauhen Stein. Als nächstes legen sie eine Leitung aus ein oder zwei Bambusrohren und führen das Wasser von einem Bach in ein Bassin. Die zerquetschte ngelenila wird sorgfältig in die Röhre gefüllt, die Stärke setzt sich auf dem Boden des Bassins ab, während die Fasern und der giftige Saft fortgewaschen werden. Diese gekochte, durch Bachwasser gekühlte Stärke ist dann fertig zum Essen. Nach Aloisios Worten schmeckt sie wie «Eiscreme».

Ich bemerkte ein blass gelbliches pilzartiges Gewächs, das aus dem niedrigen Laub an einer trockenen Stelle im Wald hervorschaute. In Ra Dialekt hiess es tumbutumbu. Mein Fund bestand aus verschiedenen schuppigen Stielen, etwa so gross und so dick wie ein Daumen. Jeder Stengel trug einen massiven traubigen Blütenstand aus dicht gepackten ~~winzigen~~ ^{kleinen} Blüten. Darum war ich sicher, dass ich eine Blütenpflanze vor mir hatte und keinen Pilz. Ich grub vorsichtig um die Basis dieser Stengel und stiess auf einen ^akomplexen ^{grauen} knorrigen ¹Wurzelstock. Dieser schien eine Mycorrhiza oder Pilz zu beherbergen, aber ich war nicht ganz sicher. Ich grub weiter, hob die Pflanze hoch und fand, dass der Wurzelstock um eine schlanke gelbe Wurzel wuchs, die weniger als einen Centimeter dick war. Leicht verfolgte ich die Wurzel in der Erde, die sie sich

als zu einem naturalisierten Zitronenbaum gehörig herausstellte. Wir sammelten noch mehr Pflanzen unter dem Zitronenbaum fast alles Parasiten^{ich} auf seinen Wurzeln. Ein paar Pflanzen parasitierten^t auf einer einheimischen Art, die ich nicht kannte, aber von der ich Blattmaterial sammelte. Eines Tages, wenn wir die Fidschi Flora besser kennen, wird dies der Schlüssel sein zur Identifizierung des Wirtes. Laboratoriumsstudium von Smith erkannteⁿ diesen sonderbaren Parasiten als den seltenen Balanophora inarosa, der vor ungefähr hundert Jahren von Milne auf Moala gesammelt wurde. Smith bemerkt zu diesem Fund: „Die Wiederentdeckung in Fidschi und die Sammlung an schönem Herbarmaterial sind von grossem Interesse.“

Mit vielen botanischen Schätzen, die wir jeden Tag über den langen Lampenreihen trockneten, machten wir oftmals den Weg zur Post nach Rakiraki. Ich konnte Aloisio nicht allein schicken, weil er die nötige Zollerklärung nicht ausfüllen konnte, damit die Pakete richtig nach den Vereinigten Staaten gelangten.

Einmal war das kombinierte Postamt und Verwaltungsgebäude mit Fidschiern und Indern überfüllt. Eine lange Schlange hatte sich vor dem Schalterfenster gebildet. Am Ende nahm Aloisio Aufstellung, bis er mit unseren vielen Bündeln an die Reihe kam. Unterdessen betrat ich das Büro des jungen „D.C.“ oder Distriktsbeamten, den ich vorher zufällig getroffen hatte, um ihn über meine Unternehmungen zu unterrichten, wie man es von Ausländern verlangt und um meine Aufwartung zu machen. Nach kurzem, höflichen Gespräch verliess ich das Privatbüro und kehrte zu Aloisio zurück, der noch immer in der Schlange vor dem Schalterfenster anstand. Gerade, als ich Aloisio, der ungewungen mit den Händen in den Hosentaschen stand, sagte, ich wolle noch einige Einkäufe in dem benachbarten Laden machen, trat der junge, gewandte „D.C.“ zu uns heran. Vor den versammelten, erstaunten Indern und Fidschiern schnauzte er Aloisio heftig an und befahl ihm, die Hände aus den Taschen zu nehmen, weil er von einem Weisseⁿ angesprochen werde. Er belegte ihn mit niederträchtigen Ausdrücken. Vor diesen farbigen Männern und Frauen über dieses gemeine Schauspiel, ^{das} ~~das~~

dieser junge nichtssagende Weisse veranstaltete, um seine Wichtigkeit zu zeigen, ^{war ich} sehr beschämt, ^{war} Ich froh, möglichst schnell dem Postamt entfliehen zu können. Ich fühlte, dass ich mich für diesen groben weissen Lummel bei Aloisio entschuldigen müsste. Ein Jüngling, der für mich ohne Bezahlung arbeiten wollte und dessen Vater mich wie einen geehrten Gast behandelt hatte. Ich erklärte ihm, der »D.C.« sei kaum ein typischer papalagi. Das Vaterland England entsende oft faules Gesindel und Kanakillen in die Kolonien wie Fidschi, um sie los zu werden.

Eines Abends veranstalteten die Dorfbewohner mir zu Ehren in meinem neuen Haus einen méké, einen Sitztanz. Eine Gruppe junger Mädchen setzte sich mit gekreuzten Beinen in zwei Reihen auf die Matte mir gegenüber nieder. Ein bis zwei Ältere Frauen standen hinter ihnen. Alle, mit Girlanden bedeckt, trugen ärmellose Blusen und sulu. Ihre duftende, wohlriechende eingeölte Haut leuchtete im Schein meiner Laternen. Die Ältere Frau sang mit schriller Stimme irgend eine Erzählung, die Tänzerinnen bewegten anmutig ihre Körper und gestikulierten pantomimisch mit den Armen nach dem Takt der Trommelschläge oder Stöcken auf einem Baumstamm. Ein Chor, der sich aus vielen anderen Eingeborenen im Hause zusammensetzte, sang zur Begleitung. Die Darstellung der Erzählung, die durch die verschiedenen méké wiedergegeben wurde, verstand ich nicht, Ich vergass auch Aloisio danach zu fragen. Es waren sehr erbauliche Tänze. Cumming sah 1875 den méké und berichtete: »Jeder Distrikt hat seine besonderen ihm eigentümlichen Tänze. Die Bevölkerung des einen Bezirkes kann und ^{auch} will nicht den méké des anderen mittanzen. Das aristokratische Volk von Mbau äusserte sich geringschätzig, wenn man sie fragte, ob sie den Tanz ihrer Nachbarn von Rewa ausführen könnten; den anmutigsten méké von allen monopolisierten - namentlich den, der das Brechen der Wellen an einem Korallenriff darstellt - eine bewundernswürdig wiedergegebene poetische Idee«:

Ich war auf diese Zeremonie zu meinen Ehren vorbereitet; nach der Beendigung tat ich das meine. Ich brachte verschiedene meiner kleinen

Handtücher heraus, legte für jede Tänzerin ein Küchensmesser darauf, kleines Geld und ein paar Kleinigkeiten, so wie eine alte Krawatte und ein paar Büchsen Olssardinen. Aloisio brachte alles zu den Tänzerinnen, die die willkommenen Geschenke mit freudiger Erregung unter sich verteilten.

Sonntags wohnten der widerstrebende Aloisio und ich aus Rücksichtnahme auf das Glaubensbekenntnis der Dörfler dem Gottesdienst in der Holzkirche auf dem rara bei. Die schmutzige gelbe Farbe der Kirche blätterte an der Aussenseite ab, aber das in einer malerischen Ortschaft mit schilfbedeckten Häusern so hässlich ~~xxxx~~ disharmonisierende Blechdach der Kirche beschützte das vollständig weiss angemalte Innere. Gefolgt von dem mbuli und dem turanga-ni-koro, sollte ich zu^d den Bänken hinter der Kanzel geleitet werden, nachdem die Gemeinde ein paar Minuten vor dem Geistlichen Platz genommen hatte. Im letzten Moment trat ich am Eingang zur Seite, um dem mbuli die Ehre des Vortritts zu lassen. Kurz danach trat ein junger fidschianischer Priester ein, der eine ernsthafte eindrucksvolle Predigt in der Landessprache hielt.

Das Singen in der Kirche war äusserst eindrucksvoll, es liess zu den alten heidnischen Zeiten zurückhören, weil die Gesänge mit einem Jubel schrei endigten. Während des ganzen Gottesdienstes schritt ein Kirchen-diener mit einem Bambusstab bewaffnet durch die Reihen, um besonders bei der jüngeren Generation die Ordnung aufrechtzuerhalten. Während des Gebetes kniete die ganze Gemeinde, ein paar Alte lagen sogar auf allen Vieren an der Erde. Der Sammelteiler ging nicht nur für Beiträge herum; ein Geist der Rivalität, der weltlich und nicht ganz am Platze war, wird von den verschiedenen Gebern genährt. Der Haushalt, der die grösste Summe gespendet hatte, pflegte während der kommenden Woche hoch geehrt zu werden. Nachdem ich mit ausreichender Liberalität geopfert hatte, zog ich mich von dem Wettbewerb zurück, sehr zur Enttäuschung des turanga-ni-koro, dessen Haus ich gemietet hatte und ihn deshalb auch vertrat.

Nach dem Gottesdienst beschäftigten wir uns mit den Trocknern; an

dann setzten wir unser Botanisieren bis spät in den Nachmittag fort.

Kapitel XXV

Aloisio Wirbt für sich Weiss Nacht.

→ Wenn ich mich nicht irre, endete für diese Wesley'schen Konvertiten der Sabbat mit Einbruch der Nacht. Um diese Zeit hielt ich meine gewöhnliche Yangonaparty ab und fügte all dies meinen Aufzeichnungen hinzu, was ich über Eingeborenenkunde erfahren konnte. Um 20 Uhr herum hielten die Dörfler einen tra-la-la-lä ab. Die Betonung des Wortes liegt auf der letzten Silbe. Ein ungraziöser Tanz, erdacht von den Missionaren. Mir wurde von einem weissen Siedler gesagt, dies sei in der Hoffnung geschehen, die wirklich künstlerischen und ausdrucksvollen Tänze der Eingeborenen zu ersetzen, von welchen manche die puritanischen Mentoren als ausschweifend ansahen.

Die fidschianischen Männer und Frauen sassen auf der Erde. Da borgte sich der junge Schullehrer Aloisio Guitarre und unter der regelmässigen Begleitung von Trommeln, spielte er zum Tanze auf. Nach einer kleinen Weile stand ein junges Mädchen auf, ging ohne ein Wort zu sagen zu dem Manne ihrer Wahl und tippte ihm auf die Schulter. Er erhob sich und wie ein Liebespaar die Dorfstrasse herabschlenkert, legte er den Arm um ihre Taille. Das Mädchen, neben ihrem Begleiter stehend, legte ihren rechten Arm ebenso um ihn. Dann schlürften sie im Kreise im Raum umher, wobei sich ihre kurzen schleifenden Schritte nach dem Takte der Musik: tra-la-la-lä, tra-la-la-lä richteten. Gegen elf Uhr rief der Lehrer und Musikant aus: „Hot tanzen, Hot tanzen!“ und der schleppende Tanz beschleunigte sein Tempo nach der „Hot-Musik. Um diese Zeit lag ich auf der Schlafplattform am Ende des Hauses und versuchte mit diesem tra-la-la-lä Tollhauslärm in den Ohren zu schlafen, der bis 2Uhr Fröh ging.

Am folgenden Sonntag, bei meinem zweiten tra-la-la-lä überraschte mich ein lebhaftes junges Fidschianmädchen, als sie mir verstohlen auf die Schulter tippte. Da ich den Tanz nicht verstand und nicht auffallen

wollte, lehnte ich ab. Das Mädchen kehrte zu ihrem Platz an der Hauswand zurück, offensichtlich über meine Weigerung verletzt. Aloisio flüsterte mir zu, doch mit ihr zu tanzen. Ich nahm seinen deutlichen Wink zur Kenntnis und nach ein paar Tänzen blickte ich zu meiner abgeblitzten Tanzpartnerin hinüber. Als ich ihren Blick erhaschte, tippte ich mir selbst auf die Schulter. Sie verstand mich sofort und kam erfreut auf mich zu. Für die nächste halbe Stunde war sie meine Lehrmeisterin im tra-la-la-lä.

Während ich mit der jungen Fidschierin tanzte, tanzte Aloisio mit einem aussergewöhnlich schönen Mädchen, mit stolzer Haltung. Sie tanzten fast jeden Tanz zusammen. Mitunter informierte mich Aloisio er wolle die brennenden Laternen kontrollieren und verliess das Haus, von seiner Partnerin einen Augenblick später gefolgt. Nach Mitternacht fragte mich mein pflichteifriger »Adoptivsohn«, ob ich das Mädchen bemerkt hätte mit dem er getanzt und wie ich sie fände. Ich erwiderte, dass ich fände, sie sei ein ausserordentlich feines Mädchen und dass auch ihr Benehmen und ihre Erscheinung einen guten Eindruck auf mich gemacht hätten. Er rief plötzlich aus: »Ich will sie fangen«.

Erschreckt, ob Aloisio mich nicht durch die Entführung in eine schiefe Lage bringen könnte oder er selbst in Unannehmlichkeiten gerate, fragte ich ihn was er meinte.

»Ich will sie heiraten«, erklärte er.

»Woher weisst Du, ob sie dich heiraten will? Und wie steht es mit deinem Plan Hawaii zu besuchen?, um bei mir Lesen und Schreiben zu lernen? Ausserdem wolltest du mich in Fidschianischen Bräuchen unterrichten für das Buch, das ich über diese Dinge schreiben will«?

Aloisio hatte mit dem Mädchen schon gesprochen. Sie hatte eingewilligt, ihn nach seiner Rückkehr zu heiraten.

Ich wunderte mich über die schnelle und praktische Werbung. Ich fühlte in mir Befriedigung über das Glück meines Jungen aufsteigen und ging dann schlafen.

Aloisio hatte sich als gewissenhafter, erfreulicher »Fidschi Sohn« erwiesen; auch in der Eingeborenengeschichte zeigte er sich als Experte. Da

er ehrgeizig war, hatte ich begonnen, ihm durch eine Novelle, die vom Leben im Westen, mit Cowboys und Indianern handelte, das Lesen beizubringen. Wir versuchten eineinhalb bis zwei Seiten am Tage zu lesen. Aloisio war unglücklich, mehr oder weniger das Leben eines Leibeigenen zu führen, besonders seit seiner Gefängnisstrafe. Ich befasste mich mit dem Gedanken, diesen jungen Mann aus seiner halben Sklaverei zu erlösen. Vielleicht konnte ich es ihm ermöglichen, sich bei rassischen Artverwandten in Hawaii niederzulassen. Ich hatte den Plan, ihm eine Anpassungsperiode zu gewähren und wollte ihm ein Zimmer in meiner Bedientenunterkunft auf dem ländlichen Oahu geben. Dann könnte er besser entscheiden, ob er wieder für immer nach Fidschi zurückkehren ~~wollte~~ oder nur zur Erwerbung der amerikanischen Staatsbürgerschaft auf Grund der Einwanderungsquote dorthin zurückgehen wollte. Obwohl zu dieser Zeit noch Polynesier und Orientalen ausgeschlossen waren, mochte vielleicht einem Fidschier, der hauptsächlich negroid ist, die Einwanderung gestattet werden. Auf Oahu konnte Aloisio europäische Kenntnisse durch mich erwerben, während ich durch ihn Bräuche, ^{of} ~~vaka~~ Viti, kennen lernen wollte. Solche volkswissenschaftlichen Berichte über Fidschis Sitten und Bräuche gehen der Menschheit durch die fortschreitenden Europäisierung schnell verloren. Daher beabsichtigte ich, sie sorgfältig aufzuzeichnen und in ^{ein} ~~in~~ einem Buch niederzulegen; genau, wie ich schon eines über die Hawaier geschrieben hatte. Dieses Buch sollte die bemerkenswerte Menschenrasse in allen Einzelheiten erfassen, ~~Frank~~ Aloisio ^A der mir wie ein Sohn vertraute - der ein guter, aber nicht aussergewöhnlicher Vertreter dieser Rasse ist. Unsere Pläne erlitten leider Schiffbruch, was ich noch näher erklären werde. Daher, anstatt ^{eine} ~~eine~~ Abhandlung über »Pflanzen und Sitten der Fidschi Inseln« ~~xxxxxx~~ mit Aloisio als Mentor zur Seite zu schreiben, ist der Umfang dieses Buches, wie der Leser bemerken wird, wesentlich geringer ausgefallen.

Bei meinem Besuch unterbreitete ich dem Sachbearbeiter für Eingeborenenangelegenheiten meinen Wunsch, Aloisio mit nach den Hawaiischen

Inseln zu nehmen. Ich erklärte, dass Aloisio mir bei der Abfassung eines Buches über die Fidschi Inseln behilflich sein sollte; dafür würde er unter meiner Anleitung Englisch lesen und schreiben lernen. Der Bürokrat wendete dagegen ein, die Regierung der Vereinigten Staaten werde nie die Einreiseerlaubnis an einen Eingeborenen erteilen. Ich suchte dann meinen Konsul in Suva auf. Er erklärte mir mit äußerster Vorsicht, dass ~~er~~ er keine Hinweise in dieser Angelegenheit erteilen könnte. Er stellte mir jedoch die Unterlagen über Einwanderungsbestimmungen zur Verfügung und gab mir Gelegenheit, sie selber zu lesen. Mit Aloisio an meiner Seite ersuchte ich offiziell unseren Regierungsbeamten, dem Fidschier Aloisio Tambualeva die Einreise in die Vereinigten Staaten im Hafen von Honolulu auf Grund eines Studentenvisums zu gewähren. Diese Erlaubnis wurde erteilt, mit der Bemerkung, dass ~~die~~ ^{die} endgültige Entscheidung in Honolulu bei der Ankunft gegeben werde. Mit dieser Information ging ich zum Büro des Sachbearbeiters zurück. Ich erklärte Aloisio, soweit es meine Regierung anbetraf, könne ~~er~~ in Hawaii einreisen.

Der Engländer kam mit dem neuen Einwand, dass die Kolonie Fidschi, - eine Kolonie, deren ~~wäisse~~ ^{Viti} Bevölkerung mit sehr, sehr wenigen Ausnahmen den ~~kai taiti~~ als Untermenschen betrachtet - fürchtet, Aloisio könne auf Hawaii in Not geraten!! Daraufhin erbot ich mich, die Summe von hundert Pfund Sterling zu Aloisios Sicherheit zu hinterlegen; ausserdem einen Rückfahrchein bei einer einwandfreien Schiffsgesellschaft ausstellen zu lassen. Der Sachbearbeiter schien mit dieser Abrede einverstanden. Er wollte mir die endgültige Entscheidung mitteilen ein paar Wochen bevor ich nach Honolulu fahren würde. Da ich nahezu 2000 Nummern Pflanzen gesammelt hatte und schon acht Monate unterwegs war, dachte ich, es sei nun Zeit ^{an} nach Hawaii zurückzukehren.

Aloisio und ich kehrten nach der Gegend um Rewa zurück, um unser Botanisieren fortzusetzen, bis die Ausreisegenehmigung aus Fidschi käme. Wir erwarteten jeden Tag das Eintreffen in der Post von Rakiraki.

In Rewa verloren die Eingeborenen allmählich vor mir, dem Weissen, alle Scheu

alle Saheu. Mütter kamen schliesslich mit ihren kranken Babies zu mir zur Behandlung. Dies brachte mich ziemlich aus der Fassung, da ich von Medizin nichts verstehe und nicht qualifiziert bin, irgendeinen Rat zu erteilen. Sollte ich voreilig sein für irgend eine harmlose Erkrankung ein einfaches Heilmittel zu verordnen und das Kind aus einem Grunde sterben, der gar nicht in Beziehung dazu stand, würden die Eingeborenen denken, es sei mein Fehler gewesen. Ich reinigte leichte Wunden und Schnitte mit abgekochtem Wasser und keimtötenden Mitteln, puderte manche ^{mit} „E.F.I.“ und verwendete ein sauberes Bettuch ^{zu} als Bandagen. Ich besass zu wenig Vertrauen zu den Hospitälern für Farbige, um den bekümmerten Müttern zu raten, dort um Hilfeleistung zu bitten.

Die Babies litten Geschwüren an Armen und besonders an den Beinen, einheitlich blank aussehenden, eingesunkene Teile rötlichen Fleisches, mit klarem gelblichen Serum bedeckt. Ich vermutete, sie wären durch Himbeerpocken verursacht, derselben Krankheit, an der der mbuli litt. Nachdem ich Zinksalbe aufgelegt hatte, verband ich die befallenen Glieder um die Fliegen fortzuhalten. Half dies nicht dem Patienten, so würde es wenigstens die anderen Kinder des Dorfes vor Infektion schützen.

Die Himbeerpocken, eine schreckliche Krankheit, ist in der Südsee und Afrika einheimisch. Einige Autoritäten glauben, dass sie schon vor Kolumbus Zeiten in Amerika vorkam, obwohl die erstend definitiven Berichte darauf hinweisen, dass der afrikanischen Sklavenhandel für die Verbreitung durch die Tropen der Neuen Welt verantwortlich ist. Sie wird durch eine Spirochäte (Treponema pertenue) hervorgerufen, eine Verwandte des Syphiliserregers. Die Krankheit tritt für gewöhnlich in Gebieten auf, die einen jährlichen Regenfall über zwölf Dezimeter haben und eine üppige Vegetation besitzen. Es ist festgestellt worden, dass gewisse Fliegen, nachdem sie von dem Spirochäten enthaltenden Exsudat gefressen haben, diese Krankheit durch ihre Exkremente oder Speichel auf Schrunden oder Abschürfungen gesunder Individuen übertragen. Ausserdem weiss man, dass enges Beisammensein, wie beim Spiel gesunder Kinder mit Kranken, leicht eine Infektion hervorruft ~~anzukann~~. Knaben, die lieb-

hafter als Mädchen sind und daher immer Risse und kleine Verletzungen haben, ziehen sich diese Krankheit häufiger zu. Die Himbeerpocken sind hauptsächlich eine Kinderkrankheit. Die Infektionsziffer, niedrig im Säuglingsalter, steigt rapide nach dem fünften Lebensjahr an und erreicht ihren Höhepunkt mit dem zwölften Lebensjahr. Danach fällt sie wieder ab. Die Himbeerpockeninfektion bringt Immunität gegen beide Krankheiten, Himbeerpocken und die verwandte Syphilis hervor. Die Krankheit verteilt sich über drei Phasen. Das Primärstadium besteht aus einer Inkubationszeit von ein paar Wochen bis zu mehreren Monaten und dem Erscheinen eines Primäraffektes an einer alten Verletzungsstelle. Während des sekundären Stadiums erfasst die Krankheit den ganzen Organismus. Sekundäre Ausschläge entstehen gewöhnlich um Nase, Mund und After; Schmerzen in Armen, Beinen und Kopf treten auf, zweifellos auf Knocheninfektionen hinweisend. Dieses Stadium dauert verschiedenen Monate bis Jahren an, wobei neue Wunden erscheinen und alte abheilen, alle mit Spirochäten bevölkert.

Während des tertiären Stadiums ist die Spirochäte schwer zu finden. Der Kranke ist mit schwärendem Schorf und Wunden bedeckt, oftmals sind die Glieder grauenhaft deformiert. Heutzutage gibt es keine Entschuldigung für das Auftreten dieser Krankheit. Sie ist aber immer noch die Hauptursache der meisten Todesfälle im Pazifik. Ihre Einschränkung und Bekämpfung ist so einfach. Ein oder zwei Injektionen mit der ~~Dose~~ ² neoarsphenamine bewirkt rapide Heilung der Wunden. Natürlich muss die Behandlung über Monate ausgedehnt werden, um eine vollkommene Genesung zu sichern. Acetarsoneol verabreicht und verschiedene Bismutpräparate sind so wirksame Heilmittel und so leicht einzunehmen, dass mehr als vereinzeltes Auftreten an Himbeerpocken oder thoko in der Bevölkerung keine gute Empfehlung für die Wirksamkeit des örtlichen Gesundheitsbeamten ist.

Ein junger Mann in Rawasa hatte seinen Zeigefinger beim Holzhacken mit der Machete bis auf den Knochen verletzt. Einen schmutzigen Lappen um die Wunde gewickelt, brachte ihn der mbuli während meines botanischen Seminars zur Hilfeleistung. Der junge Mann sah einem typischen College boy so ähnlich, dass ich unbewusst mit ihm wie mit irgendeinem Amerika-

elischen Studenten verfuhr. Ich vergaß, ihn wie eine unerschrockene Kahlmeise zu behandeln, die ich veranlassen wollte, mir aus der Hand zu fressen. Ich entfernte den schmutzigen, hässlichen, blutig-verklebten Verband; Aloisio kochte unterdessen sauberes Wasser in einer eben geöffneten Kasserolle ab. Ich setzte Syonssalz hinzu. Dann veranlaßte ich den Jüngling den verletzten Finger solange in das heiße Wasser zu stecken und darin zu belassen, wie er es ertragen konnte. Nach ca. zwanzig Minuten unterbrach ich unsere botanische Diskussion und bat den jungen Mann zu mir zu kommen. Da ich gerade an meinen Tische saß, kniete er vor mir.

Die Wunde sah nach dem Bade schön sauber aus. Jeder beobachtete jeden Handgriff mit angehaltenem Atem. Ich nahm nun einen Streifen meines sauberen Battuches, die sauberste Leinwand, die gar nie zur Hand war, bestrich sie mit Karbolvasoline und wand den Verband sorgfältig um seinen Finger. Ich schnitt das Ende des Streifen längs auf, machte einen Knoten und befestigte den Verband. Nach diesem vermeintlichen Ritual einer magischen Zauberei, sah der weiße Verband an der dunklen Hand für alle imponierend aus. Nur standen die beiden Verbandspfeile zu beiden Seiten noch wie Eselsohren ab, ich schnitt sie mit meiner Schere ab. Wenn ich diese Verbandsenden fortgeworfen hätte, wäre alles in Ordnung gewesen. Meis harter hoher Prestige wäre durch den Akt elementarer Hilfeleistung noch mehr gestiegen. In einer albernen Anwendung veranlaßte ich den verletzenden Jungen seinen Mund aufzumachen. Und während jeder im Hause todernt zusah, schnitt ich die Verbandereste in seinen Mund. Keiner der anwesenden dreißig bis vierzig Fidschier betrachtete dies als Scherz. Ich befürchtete diese Spielerei war für sie ein Rohheitsakt und fühlte mich beschämt. Mir fiel die Beobachtung ein, die Cumming 1875 über die Fidschier gemacht hatte. „Sie besitzen eine hochentwickelte Höflichkeit so vollkommener Natur, nicht nur die Häuptlinge, sondern das ganze Volk.“

Wir botanisierten weiter, aber alle paar Tage erkundigten wir uns auf der Post nach dem versprochenen Brief vom Sachbearbeiter für Eingeborenenangelegenheiten. Der Brief kam nie an; ein Brief, den er niemals beabsichtigte zu schreiben. Meine Abreise stand nicht bevor. Der Uranda-mi-kopp

erhielt schon sein drittes Pfund für die dritte Woche, die ich sein ~~Haus~~ Haus besetzt hielt. Viele Freunde verblieben noch im Dorfe, die mir Pflanzen, Nahrungsmittel, Matten und Kuriositäten brachten und mich mit ungezählten Aufmerksamkeiten überhäuft hatten. Allen Leuten konnte ich mich nicht individuell erkenntlich zeigen. Darum kaufte ich ein paar Malerpinsel und genug rote Farbe, mit der sie das rostige Dach ihrer Kirche bemalen sollten. Dieses Geschenk überreichte ich dem turanga ni-koro als Kollektivgeschenk für alle. Den mbuli von Rewasa und den benachbarten Ortschaften, dem ich mehrere Geschenke gemacht hatte, wie Bekleidungsgegenstände und meine Reissverschlussgehbörse, lud ich ein, mich mit dem Bus nach Suva zu begleiten. Da er nie zuvor seine Insel umfahren hatte, hahn er entzückt an.

Ich mietete einen Lastwagen und brach auf. Wir hielten bei Vatakarsa an und gingen die fünf Kilometer zu Aloisios Heim, um dort noch einige Tage mit Kungalevu und seiner Familie zu verbringen. Obwohl ich die Regierung von meiner neuen Adresse in Kenntnis gesetzt hatte, wie es von den Ausländern verlangt wurde, kam noch immer keine Nachricht, die die Ausreise Aloisios nach Hawaii bestätigte, eine Nachricht, die ich töntrichterweise Jedem Tag erwartete. Ich wurde ängstlich. Vier oder fünf Tage, bevor der Dampfer abfuhr, auf dem Aloisio eingetragen war, fuhren wir nach Suva. Ich wohnte dort in dem freundlichen Melbourne Hotel, Aloisio bei seinen Verwandten. ~~Kur~~ Nach meiner Ankunft suchte ich sofort das Büro des Sachbearbeiters auf. Er war nicht da, sollte aber in den nächsten Tagen kommen. Sein Assistent schien jedoch zuversichtlich und teilte mir vertraulich mit, dass alles in Ordnung sei.

Nach meiner Rückkehr zum Hotel fand ich zu meiner grössten Freude Ratu Charlie ~~xxx~~ wieder als Gast vor. Ich erzählte ihm von Aloisio und meinem Wunsch über Fidschi, Pflanzen und Bräuche zu schreiben. Ratu Charlie wollte Aloisio kennenlernen. Da ich aber fürchtete, er würde ~~im~~ durch die Gegenwart des höchsten Fidschiprinzen eingeschüchtert werden und in Schweigen verfallen, machte mich Ratu Charlie darauf aufmerksam, er wolle inkognito bleiben. Ich stellte ihn einfach als mbuli Freund vor, den ich in Savu Savu Bucht getroffen habe. Nach der Vorstellung

entfernte ich mich, damit die beiden Eingebornen nach Gefallen Fidschia-
nisch miteinander sprechen könnten. Als ich eine kleine Weile später
wiederkam, sah ich zu meiner Freude, wie dieser kultivierte Prinz die
Sandalen meines ungebildeten »Fidschi«-Sohnes anprobierte, deren Machart
er bewunderte. Aloisio, der noch andere besass, war glücklich, diese
heiss begehrte Fussbekleidung einem neuen Freunde schenken zu können.
Die demokratische Haltung des Ratu erstaunte mich, ein Mann, der an
höchste Ehrerbietung~~en~~ und höchste Ehren seines Volkes gewöhnt war.
Aloisio war später wie vom Donner gerührt, als ich ihm sagte, dass er
seine Sandalen dem berühmten Rath Charlie zum Tragen gegeben hatte, dem
Enkel von Thakombau! Ausser einem liebenswürdigen Freund und Schutzherrn
der Botanik ist er wirklich ein grosszügiger Fürst.

Da die Abfahrt von Suva nach Honolulu dicht bevorstand, war Aloisio
eifrig darauf bedacht, sich im Mbelo von seinen Angehörigen zu verab-
schieden. Die Dörfler planten ein Abschiedsfest zu Ehren ihres berühm-
ten Gemeindemitgliedes, der nach »'Merica« segeln wollte. Sie hätten mich
gleichfalls gern als Ehrengast gesehen, aber ich hatte auf dem Finanzamt
Steuersachen und verschiedenen anderen Kram in Suva zu erledigen und
musste darauf verzichten; obwohl es für mich ein äusserst interessantes
Erlebnis bedeutet hätte. Hochbeglückt fuhr Aloisio mit dem Bus nach Vatu-
karasa zur Feier seiner Abschiedszeremonie, mit dem Versprechen, am
nächsten Tage wieder zu kommen.

Da ich keinen Brief über Aloisios Angelegenheit erhalten hatte, ging
ich nochmals zum Sachbearbeiter für Eingeborenenfragen, das Büro lag
nahe dem Steueramt, um die letzten Unterweisungen zu bekommen. Ich er-
hielt sie. Unter keinen Umständen könne Aloisio Fidschi verlassen. Wirk-
lich, keinem Fidschier war es jemals gestattet worden die Inseln zu ver-
lassen, ausser als reguläre Seeleute oder wenn sie junge Ratus waren,
die zugelassene Schulen besuchen sollten. Es kam ganz und gar nicht in
Frage, dass Aloisio gehen durfte. Fidschieⁿ ist ja nicht einmal gestatt^t
die Grenzen ihrer Dörfer ohne Erlaubnis zu überschreiten. Sie sind
wahrhaftig Gefangene auf ihren eigenen Inseln! Paul Robeson stellte im

September 1948 fest: ¹⁷ Das Britische Empire ist einer der grössten Ver-
sklaver der Menschheit. Da ich mit fidschianischen Peones zusammenge-
lebt habe, glaube ich diese Feststellung aus ganzem Herzen.

Aufgeregt eilte ich zu mehreren meiner Kolonistenfreunde. Sie versuch-
ten mir zu helfen und setzten sich mit dem Sachbearbeiter in Verbindung,
aber ohne Erfolg. Das Kolonialamt in London ist noch zu sehr vom Strand-
läuferelement durchsetzt, eine Tatsache, die den gutgesinnten englischen
Leuten auf den Britischen Inseln wahrscheinlich unbekannt ist. Ein
Freund erklärte mir dann, ein Fidschier in Amerika könne dem Kolonial-
amt in Downing Street 10 ungeahnte Schwierigkeiten bereiten, wenn er
den Zustand der Leibeigenschaft, in dem sich seine farbigen Gefährten
noch heute in den Südsesbesitzungen Gross-Britanniens befinden, bekannt
gibt. Ausserdem würde er nach seiner Rückkehr nach Fidschi unter seinen
Gefährten eine Unruhestifter sein, wenn er sie aufklärte, wie die farbigen
Rassen im demokratischen Hawaii und anderen aufgeklärten nördlichen
Gegenden der Vereinigten Staaten behandelt werden. Ich konnte nichts
weiter tun, als Aloisios vorbestellten Schiffsplatz aufzugeben. Ich
war erschlagen.

Mir bangte vor ~~seiner~~ Aloisios unvermeidlicher Rückkehr von seiner
Abschiedsfeier in Mbalo. Ich kaufte eine grosse blaugestrichene Holz-
kiste, die wohl einmal einem Seemann gehört hatte und füllte sie mit
meinen Bettüchern, Kissenbezügen, Decken, Wanderkleidung, Moskitonetzen,
Töpfen, Pfannen und Bestecken, Lebensmitteln und allem, was ich entbeh-
ren konnte. Dann kaufte ich in einem der billigeren Läden, wo die ver-
armten Fidschier und Inder ihre Pfennigeinkäufe tätigen, zwei tambuas,
zur grössten Über^uraschung des chinesischen Ladenbesitzers und kehrte
in mein Hotel ~~xxxx~~ zurück.

Mein »Sohn« Aloisio eilte die Bediententreppe herauf und kam strahlend
vor Freude in mein Zimmer. Jetzt wäre er fertig für die Reise nach »Meri-
ca«. Ich brachte ihm die Nachricht schonend bei, dass nicht meine Regie-
rung, sondern seine eigene ihn nicht gehen lassen wollte. Die Nachricht
wirkte wie ein Schock auf ihn.

Wir sprachen noch eine Stunde miteinander und ich zeigte ihm die Kiste mit den Schätzen, die ich für ihn gesammelt hatte. Ich wusste, der Junge war leidenschaftlich in das Mädchen verliebt, das er in Rewasa getroffen hatte. Wegen des bevorstehenden Trips nach Hawaii war die Heirat verschoben worden. Ich sah jetzt keinen Grund für eine neue Verschiebung mehr. Mit Aloisios Hilfe schrieb ich einen Brief an Kungalevu, in dem ich ihn bat, die Heirat meines »Fidschi Sohnes« mit dem ~~Mädchen~~ Mädchen seiner Wahl zu erlauben. Dann schrieb ich einen Brief an Ratu Charlie, ihn um seinen Segen für die beabsichtigte Heirat bittend. Ich gab Aloisio die Briefe, Kleingeld für den Autobus, die zwei schönen tambua und liess ihn nach Mbelo zurückkehren.

Am nächsten Tage, dem Tage meiner Abreise, traten Aloisio und Kungalevu in mein Zimmer. Meine Bitte war gewährt worden. Sie luden die schwere Kiste auf den Bus. Ich dankte Kungalevu noch einmal für die erwiesene Gastfreundschaft in Mbelo. Mit Aloisio ging ich in mein Zimmer zurück, um noch eine kurze Zeit mit ihm allein zu sein. Ich sprach über sein ausserordentliches Glück zur Gründung einer Familie, umarmte ihn und geleitete unter dem ungeduldigen Hupen des Busfahrers meinen traurigen »Fidschi Sohn« zur Türe, um ihn nie wieder zu sehen.

Gerade bevor ich die Treppen hinunter ging, fiel mir ein, dass die Braut gewissermassen meine »Fidschi Schwiegertochter« sein würde. Da ich nie ihren Namen gehört hatte, stellte ich Aloisio die letzte Frage: »Aloisio, mein Sohn, wie heisst das Mädchen, das du heiraten willst?« Fast sprachlos vor Trennungsschmerz erwiderte er: »Ich weiss nicht«.

Ich verstand, dass seine Liebe zu dem Mädchen die Bedeutung ihres Namens überstieg.

Mögen diese wenigen Seiten helfen, die Aufmerksamkeit guter Menschen in aller Welt auf die furchtbaren Verhältnisse zu lenken, die auf den Fidschi Inseln herrschen. Vielleicht werden diese Menschen sich mit dem besseren weissen Element auf Fidschi vereinigen, um das bedauernswerte Los meiner dunklen Freund, besonders meines »Fidschi Sohnes« und meiner

»Schwiegertochter« und, wer weiss, dass meiner »Adoptiv - Enkel«
zu bessern.

Sa moce ihnen allen!